



Leseprobe

Tom Clancy
Gnadenlos
Thriller

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 896

Erscheinungstermin: 13. August 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

DAS BUCH

John Kelly war früher Spezialist der US-Marine für riskante Kommandos. Nach dem Unfalltod seiner schwangeren Frau kommt er mit dem Leben nicht mehr zurecht. Menschliche Wärme findet er erst wieder bei Pam, einer jungen Frau mit einer düsteren Geschichte. Als ihre Vergangenheit sie auf grausame Weise einholt, fasst Kelly einen verzweifelten Entschluss: Er will die Verantwortlichen zur Rechenschaft ziehen. Zu dieser Zeit plant das Pentagon eine spektakuläre Aktion, um amerikanische Kriegsgefangene aus einem vietnamesischen Lager zu befreien. Dort kennt sich keiner so gut aus wie Kelly, und er kann sich dem geheimen Auftrag nicht entziehen. In beiden Fällen trifft er auf übermächtige Gegner, auf Verrat und Intrigen. Er muss mit der tödlichen Gewissheit leben, dass jeder falsche Schritt unweigerlich das Ende bedeutet.

DER AUTOR

Tom Clancy, geboren 1947, hatte mit seinem ersten Thriller *Jagd auf Roter Oktober* auf Anhieb internationalen Erfolg. Clancy gilt als Begründer des modernen Techno-Thrillers und zählt neben John Grisham zu den erfolgreichsten amerikanischen Spannungsautoren. Aufgrund seiner gut recherchierten, überaus realistischen Szenarien wurde der Autor nach den Anschlägen vom 11. September von der amerikanischen Regierung als spezieller Berater hinzugezogen. Bei Heyne erscheinen Tom Clancys große Thriller aus dem Universum um den Spezialagenten Jack Ryan. Tom Clancy starb im Oktober 2013.

Am Ende des Buches findet sich ein ausführliches Werkverzeichnis.

TOM CLANCY

GNADENLOS

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Ulli Benedikt

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe WITHOUT REMORSE erschien
bei G. P. Putnam's Sons, New York



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

7. Auflage

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 09/2012

Copyright © 1993 by Jack Ryan Ltd. Partnership

Copyright © 1995 der deutschsprachigen Ausgabe

by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Copyright © 2012 dieser Ausgabe by Wilhelm Heyne Verlag,
München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design unter

Verwendung eines Motivs von Shutterstock

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43677-0

www.heyne.de

In der Original-Hardcoverausgabe von *Gnadenlos* war ein Gedicht enthalten, auf das ich durch Zufall stieß und dessen Verfasser und Titel ich zunächst nicht ausfindig machen konnte. Dieses Gedicht erinnerte mich sehr an meinen kleinen Freund Kyle Haydock, der im Alter von acht Jahren und sechsundzwanzig Tagen verstarb; für mich wird er jedoch niemals wirklich gegangen sein.

Erst später erfuhr ich, daß der Titel dieses Gedichts *Himmelfahrt* lautet und daß Colleen Hitchcock, eine außergewöhnlich talentierte Dichterin aus Minnesota, die Autorin dieser wundervollen Zeilen ist. Bei dieser Gelegenheit möchte ich ihr Werk allen Literaturstudenten ans Herz legen, und ich wünsche mir, daß ihre Worte – so wie sie bei mir Aufmerksamkeit und Begeisterung hervorriefen – in ähnlicher Weise auch auf andere wirken mögen.

Arma virumque cano
Publius Vergilius Maro

Hüte dich vor dem Zorn eines sanftmütigen Mannes
John Dryden

Prolog: Treffpunkte

November

Camille war entweder der stärkste Hurrikan oder der mächtigste Tornado der Weltgeschichte gewesen. Auf jeden Fall hatte er bei dieser Bohrinself ganze Arbeit geleistet, dachte Kelly, während er sich die Sauerstoffflaschen für seinen letzten Tauchgang im Golf von Mexiko auf den Rücken schnallte. Die Aufbauten waren nur noch ein Trümmerhaufen, die vier wuchtigen Stelzen allesamt ramponiert – verbogen wie das kaputte Spielzeug eines Riesenbabys. Alles, was sich noch entfernen ließ, war bereits abmontiert und mit dem Kran auf die Barkasse verladen worden, die den Tauchern auch als Stützpunkt diente. Übrig blieb nur das Skelett der Plattform, das den Fischen bald einen hervorragenden Unterschlupf bieten würde, dachte Kelly, als er das Beiboot bestieg, das ihn hinüberbringen sollte. Zum Team gehörten noch zwei weitere Taucher, aber Kelly hatte das Kommando. Während sie ihre üblichen Vorbereitungen trafen, umkreiste sie ein Küstenwachboot in hektischen Bahnen, damit die Fischer vor Ort nicht zu nahe herankamen. Ganz schön dumm von ihnen, herzukommen – während der nächsten paar Stunden würde es hier sowieso nichts zu angeln geben –, aber solche Ereignisse zogen eben Neugierige an. Und schließlich wird ihnen hier ja auch was geboten, dachte Kelly mit einem Grinsen, als er sich rücklings ins Wasser fallen ließ.

Unter Wasser war es unheimlich, das war immer so, aber irgendwie auch behaglich. Sonnenstrahlen drangen durch die gekräuselte Oberfläche, bildeten sich ständig verändernde Lichtvorhänge, die um die Stelzen der Plattform schwebten. Das ermöglichte eine gute Sicht. Die C4-Ladungen, acht Zentimeter dicke Blöcke mit einem Durchmesser von gut 15 Zentimetern, waren bereits an ihrem Platz, mit Draht fest an den Stahl gebunden, und die Zündung so angebracht, daß

sie nach innen detonierten. Kelly überprüfte jeden Block gründlich, beginnend mit der ersten Reihe, die drei Meter über dem Boden angebracht war. Er arbeitete dennoch rasch, weil er nicht länger als nötig hier unten bleiben wollte, genauso wenig wie die anderen. Die Männer hinter ihm spulden die Zündleitung ab, die sie fest um die Blöcke wickelten. Beide waren erfahrene UDT-Männer aus der Gegend, beinahe ebenso gut ausgebildet wie Kelly. Er überwachte ihre Arbeit, und sie überwachten seine, denn Männer von diesem Schlag zeichneten sich durch Vorsicht und Gründlichkeit aus. Die untere Ebene erledigten sie in zwanzig Minuten und stiegen dann langsam zur oberen Reihe auf, die sich gerade drei Meter unter der Wasseroberfläche befand. Hier wiederholten sie gründlich und sorgfältig die gleiche Prozedur. Wer mit Sprengstoff umging, ließ sich Zeit und ging kein Risiko ein.

Colonel Robin Zacharias konzentrierte sich auf die vor ihm liegende Aufgabe. Gleich hinter dem nächsten Bergrücken befand sich eine SA-2-Stellung. Von dort waren bereits drei Raketen abgefeuert worden. Sie suchten nach den Kampfbombern, zu deren Schutz er hier war. Auf dem Rücksitz seiner F-105G Thunderchief, der Thud, saß Jack Tait, sein »Bär«, ein Lieutenant Colonel und Abwehrexperte. Die beiden Männer hatten die Taktik mit entwickelt, nach der sie gerade vorgingen. Er steuerte den Wild-Weasel-Jäger, zeigte sich, bot sich als Ziel an, tauchte dann weg und hielt auf die Raketenstellung zu. Es war ein tückisches, tödliches Spiel, nicht das von Jäger und Gejagtem, sondern von Jäger und Jäger – der eine klein, beweglich und empfindlich, der andere wuchtig, in fester Position und verschanzt. Diese Stellung hatte die Männer seines Geschwaders schon halb zur Verzweiflung getrieben. Der Kommandant war einfach zu gut mit seinem Radar, wußte genau, wann er ihn einschalten und wann er wieder ausschalten mußte. Wer dieses kleine Scheusal auch war, er hatte in der vorigen Woche zwei Weasels aus Robins Kommando abgeschossen. Deshalb hatte der Colonel den Auftrag selbst übernommen, als der Befehl kam, dieses Gebiet erneut zu beschießen. Darin war er Experte:

Luftabwehr aufspüren, durchbrechen und zerstören – ein gewaltiges, schnelles, dreidimensionales Spiel. Dem Gewinner winkte das Überleben.

Zacharias donnerte im Tiefflug dahin; er ging nie höher als 200 Meter. Seine Finger betätigten halb automatisch den Steuerknüppel, während seine Augen die karstigen Berggipfel überflogen und seine Ohren den Worten vom Rücksitz lauschten.

»Er ist bei unserer Neun«, sagte ihm Jack. »Sucht noch, aber er hat uns nicht. Kreiselt hübsch herein.«

Wir werden ihm keine Shrike verpassen, dachte Zacharias. *Das haben sie das letzte Mal probiert, und er hat sie irgendwie ausgetrickst.* Dieser Irrtum hatte ihn einen Major, einen Captain und ein Flugzeug gekostet ... der eine, Al Wallace ... wie er aus Salt Lake City ... sie waren seit Jahren miteinander befreundet gewesen ... verdammt noch mal! Er schüttelte den Gedanken ab, tadelte sich nicht einmal für seine gotteslästerliche Ausdrucksweise.

»Werde ihm mal was anderes zu schmecken geben«, sagte Zacharias, während er den Knüppel nach hinten zog. Die Thud zog höher in den Radarbereich der Stellung und blieb dann in Wartestellung. Der Kommandant da unten war wahrscheinlich von den Russen ausgebildet. Sie wußten nicht genau, wie viele Flugzeuge der Mann abgeschossen hatte – nur daß es mehr als genug gewesen waren –, aber er mußte deswegen ganz schön stolz auf sich sein, und Stolz war in diesem Geschäft tödlich.

»Er hat abgefeuert ... zweimal, zwei Raketen, Robin«, warnte Tait von hinten.

»Bloß zwei?« fragte der Pilot.

»Vielleicht muß er sie selbst bezahlen«, meinte Tait kühl. »Ich hab sie auf neun. Zeit für etwas Pilotenzauber, Rob.«

»So etwa?« Zacharias kippte nach links, um die Stellung im Gesichtsfeld zu halten, hielt auf sie zu und tauchte dann in Spiralen wieder ab. Er hatte es gut geplant, denn er konnte sich hinter einen Bergrücken verziehen. Er fing sich erst gefährlich tief wieder ab, aber die SA-2-Lenkraketen rasten wie zwei wildgewordene Hummeln 1500 Meter über seinen Kopf hinweg ins Leere.

»Ich denke, es ist Zeit«, sagte Tait.

»Da hast du wohl recht.« Zacharias zog hart nach links, machte seine Splitterbomben abschußbereit. Die F-105 strich über den Bergrücken, sank wieder tiefer, und gleichzeitig tatierte Zacharias mit den Augen den nächsten Rücken, zwei Kilometer und 50 Sekunden entfernt.

»Sein Radar hat uns noch im Visier«, berichtete Tait. »Er weiß, daß wir kommen.«

»Aber er hat nur noch eine übrig.« *Außer, seine Geschützmannschaft ist heute extrem gut drauf. Sei's drum, man kann nicht alles bedenken.*

»Etwas leichte Flak auf zehn Uhr.« Sie war zu weit weg, um sich Sorgen darüber zu machen, wenn es ihm auch sagte, welchen Kurs er nicht nehmen durfte. »Da ist das Plateau.«

Vielleicht konnten sie ihn sehen, vielleicht auch nicht. Möglicherweise war er bloß ein beweglicher Lichtpunkt auf einem übervollen Bildschirm, den ein Radarbeobachter zu enträtseln versuchte. Die Thud bewegte sich im Tiefflug schneller als alles, was je gebaut worden war, und der Tarnanstrich auf den Außenflächen erfüllte seinen Zweck. Wahrscheinlich blickten sie nach oben. Da war jetzt eine Mauer aus Störsignalen, Teil des Plans, den er für den anderen Weasel-Vogel ausgeheckt hatte. Die normale amerikanische Taktik sah einen Anflug auf mittlerer Höhe mit anschließendem Sturzflug vor. Aber das hatten sie schon zweimal vergeblich versucht, und so hatte sich Zacharias für eine geänderte Vorgehensweise entschieden. Er würde die Stelle im Tiefflug mit Rockeyes belegen, dann würde die andere Weasel den Rest erledigen. Seine Aufgabe bestand darin, das Kommandofahrzeug und den Kommandeur zu töten. Er wich mit der Thud nach links und rechts, nach oben und unten aus, um den Schützen am Boden keine Ziellinie zu bieten. Es konnten ja noch Gewehre in Stellung sein.

»Da haben wir den Stern!« sagte Robin. Das russische SA-6-Handbuch schrieb sechs Startrampen um einen Kontrollpunkt in der Mitte vor. Mit all den Verbindungsgängen sah die typische Lenkraketenabschußbasis genau wie ein Davidstern aus, was dem Colonel ziemlich gotteslästerlich vorkam. Doch dieser Gedanke berührte ihn nicht weiter, als er

das Kommandofahrzeug auf seinem Zielradar ins Visier nahm.

»Rockeye bereit«, sagte er laut, um sich selber die Durchführung zu bestätigen. Die letzten zehn Sekunden hielt er das Flugzeug felsenfest auf Kurs. »Sieht gut aus ... Abschluß ... jetzt!«

Vier der eindeutig nicht aerodynamischen Kanister fielen aus den Luken des Jägers, platzten noch in der Luft auf und verstreuten Tausende von kleinen Splittergeschossen über das Zielgebiet. Bevor sie auftrafen, war Zacharias schon weit von dem Gelände entfernt. Er sah niemanden in die Schützengräben rennen, blieb aber tief, bremste die Thud in eine enge Linkskurve und sah hoch, um sich zu vergewissern, daß er die Stellung ein für allemal erledigt hatte. Aus den Augenwinkeln konnte er eine gewaltige Rauchwolke im Mittelpunkt des Sterns erkennen.

Das ist für Al: Diesen Gedanken gestattete er sich. Keine Rolle mit dem Bomber zum Zeichen des Sieges. Es war nur ein Gedanke, als er wieder in die Waagerechte ging und sich die günstigste Stelle zum Ausbüxen suchte. Die Kampftruppen konnten jetzt kommen, diese Luftabwehrstellung war außer Gefecht gesetzt. Okay. Er wählte einen Einschnitt im Bergrücken aus und raste knapp unter Mach-1 darauf zu, direkt und gerade, nun, da die Gefahr hinter ihm lag. *Weihnachten zu Hause.*

Die roten Leuchtspurgeschosse, die vom engen Paß aufstiegen, verblüfften ihn. Die sollten nicht hier sein. Keine Abweichung, sie kamen genau auf ihn zu. Er riß die Maschine hoch, wie der Schütze es vorausgesehen hatte, und der Rumpf des Flugzeugs rauschte direkt durch die Feuergarbe. Ein heftiges Schütteln, und im Verlauf einer Sekunde verwandelte sich Gut in Böse.

»Robin!« schrie eine Stimme über den Bordfunk, doch den größten Lärm machten die aufheulenden Alarmsignale, und Zacharias wußte im Bruchteil einer Sekunde, daß es aus war mit seinem Flieger. Bevor er überhaupt reagieren konnte, wurde alles nur noch schlimmer. Das Triebwerk ging in Flammen auf, und dann geriet die Thud ins Schlingern, was nur bedeuten konnte, daß das Leitwerk ausgefallen war. Za-

charias reagierte automatisch, rief seinem Kameraden zu, den Schleudersitz zu betätigen, doch als er schon am Hebel zog, ließ ein weiterer unterdrückter Schrei ihn herumfahren, obwohl er wußte, daß diese Geste sinnlos war. Das letzte, was er von Jack Tait sah, war Blut, das wie eine Dunstwolke unter seinem Sitz schwebte. Doch da wurde sein eigener Rücken von einem unsäglichen Schmerz zerrissen.

»Okay«, sagte Kelly und feuerte eine Leuchtkugel ab. Von einem anderen Boot aus wurden kleine Sprengladungen ins Wasser geworfen, um die Fische zu vertreiben. Fünf Minuten beobachtete er die Gegend, dann blickte er fragend den Sicherheitsbeamten an.

»Alles klar.«

»Dann lassen wir's jetzt krachen.« Kelly wiederholte die Formel dreimal, bevor er den Griff am Sprengzünder umdrehte. Das Ergebnis war befriedigend. Inmitten von schäumenden Wasserstrudeln brachen die Stelzen der Plattform unten und oben aus ihrer Verankerung. Dann neigte sich die gesamte Konstruktion verblüffend langsam zur Seite. Mit einem gewaltigen Klatschen prallte sie auf die Wasseroberfläche, und einen Augenblick lang hatte man den irrwitzigen Eindruck, als ob Stahl schwimmen könnte. Doch dann senkte sich das Gerippe aus schmalen Metallstreben in die Tiefe, um auf dem Meeresgrund liegenzubleiben. Wieder eine Aufgabe gelöst.

Kelly zog die Stecker aus dem Generator und schob die Kabel zur Seite.

»Zwei Wochen früher als geplant. Sie waren wohl wirklich scharf auf die Prämie«, meinte der Geschäftsführer. Es gefiel dem ehemaligen Kampfpiloten der Navy, wenn jemand sein Geschäft verstand. Schließlich war kein Öl ausgelaufen. »Dutch hatte recht mit Ihnen.«

»Der Admiral ist eine Seele von Mensch. Er hat viel für Tish und mich getan.«

»Ja, wir sind zwei Jahre lang zusammen geflogen. Ein verdammte harter Kämpfer. Gut zu wissen, daß er mir nichts vorgelesen hat.« Der Geschäftsführer umgab sich gern mit Leuten, die Ähnliches erlebt hatten wie er selbst. Den Hor-

ror, von dem man im Gefecht gepackt wurde, hatte er irgendwie verdrängt. »Was soll das eigentlich bedeuten? Das habe ich schon immer mal fragen wollen.« Er zeigte auf die Tätowierung auf Kellys Arm, eine rote Robbe, die auf den Hinterflossen hockte und unverschämt grinste.

»Das haben alle aus meiner Einheit«, erklärte Kelly so lässig wie möglich.

»Und welche Einheit war das?«

»Darf ich nicht sagen.« Kelly lächelte beschwichtigend, damit seine Abfuhr nicht so schroff wirkte.

»Sie hatte bestimmt ihre Finger im Spiel, als man Sonny rausgeholt hat – aber gut.« Als ehemaliger Offizier der Navy hielt er sich an die Spielregeln. »Der Scheck wird noch heute ihrem Konto gutgeschrieben, Mr. Kelly. Ich sage über Funk Bescheid, daß Ihre Frau Sie abholen kann.«

Mit einem strahlenden Lächeln verkündete Tish Kelly den Frauen im Mutter-Kind-Laden, daß sie auch dazugehörte. Gerade erst im dritten Monat, konnte sie eigentlich noch alles anziehen, was ihr gefiel – oder zumindest fast alles. Sie brauchte bisher keine Umstandskleider, doch da ihr etwas Zeit geblieben war, wollte sie sich schon mal ansehen, was auf sie zukommen würde. Sie bedankte sich bei der Verkäuferin und beschloß, am Abend noch mal mit John vorbeizukommen. Es machte ihm immer soviel Spaß, Sachen für sie auszusuchen. Aber jetzt mußte sie ihn erst mal abholen. Der Plymouth-Kombi, mit dem sie von Maryland hierhergekommen war, stand direkt vor dem Laden, und sie kannte sich in den Straßen dieser Küstenstadt inzwischen einigermaßen aus. Die Fahrt zur Küste des Golf von Mexiko, wo sich der Sommer nie länger als für ein paar Tage verabschiedete, hatte ihr eine willkommene Abwechslung zu den eintönigen Herbstschauern in ihrer Heimatgegend geboten. Sie lenkte den Wagen auf die Straße und nahm den Weg nach Süden, in Richtung auf den riesigen Versorgungspark der Ölgesellschaft. Selbst die Verkehrsampeln waren ihr wohlgesonnen. Sie sprangen so rechtzeitig auf Grün, daß sie kein einziges Mal auf die Bremse zu treten brauchte.

Der Fahrer des Schwertransporters runzelte die Stirn, als

die Ampel auf Gelb schaltete. Er war spät dran und fuhr ein bißchen zu schnell. Immerhin hatte er den größten Teil der neunhundert Kilometer von Oklahoma jetzt hinter sich gebracht. Seufzend trat er auf Kupplung und Bremse. Aus dem Seufzer wurde ein erstaunter Ausruf, als sich beide Pedale ohne Widerstand bis zum Anschlag heruntertreten ließen. Noch war die Kreuzung vor ihm leer, und so lenkte er geradeaus weiter, versuchte durch Herunterschalten die Geschwindigkeit zu drosseln und zog verzweifelt an der Schnur seines Diesel-Horns. Oh, mein Gott, bitte laß –

Sie sah nicht, was auf sie zukam. Sie blickte nicht zur Seite. Der Kombi glitt auf die Kreuzung, und alles, was der Fahrer im Gedächtnis behielt, war das Profil einer jungen Frau, das unter dem Kühler seiner schweren Zugmaschine verschwand. Dann das schreckliche Schlingern und das zitternde Aufbäumen, als der Kombi unter den Vorderrädern des Lasters zermalmt wurde.

Daß sie nichts fühlte, war am allerschlimmsten. Helen war ihre Freundin. Helen lag im Sterben, und Pam wußte, daß sie eigentlich etwas fühlen mußte. Aber sie empfand nichts. Helen war geknebelt, doch an den erstickten Geräuschen, die sie von sich gab, war zu erkennen, daß Billy und Rick das mit ihr machten, was sie gewöhnlich in solchen Fällen taten. Irgendwie bahnte sich der Atem seinen Weg, und obwohl sie den Mund nicht bewegen konnte, waren es die Laute einer Frau, die diese Welt bald verlassen würde. Doch bevor sie ihre Reise antreten konnte, mußte sie noch den Fahrpreis zahlen – dafür sorgten Rick und Billy und Burt und Henry in diesem Augenblick. Pam versuchte sich einzureden, daß sie woanders war, doch dieser rasselnde Atem zwang sie immer wieder hinzusehen, machte ihr bewußt, was jetzt ihre Realität war. Helen war schlecht. Helen war ausgerissen, und das konnten sie nicht zulassen. Das hatten sie ihnen allen mehr als einmal erklärt, und jetzt wurde es ihnen, wie Henry meinte, auf eine Art vor Augen geführt, die sie bestimmt nie vergessen würden. Noch immer konnte Pam die Stelle spüren, an der man ihr die Rippen gebrochen hatte, um ihr eine Lektion zu erteilen. Sie wußte, daß sie

nichts tun konnte, als sich Helens Augen auf ihr Gesicht hefteten. Sie bemühte sich, Mitgefühl in ihrem Blick auszudrücken, mehr wagte sie nicht. Kurz darauf verstummte Helen. Zumindest für den Augenblick war es vorbei. Jetzt konnte Pam nur noch die Augen schließen und sich fragen, wann sie selber an der Reihe sein würde.

Die Mannschaft fand es äußerst lustig. Sie hatten den amerikanischen Piloten neben den Sandsäcken vor ihrer Unterkunft angebunden, so daß er die Geschütze sehen konnte, die ihn abgeschossen hatten. Was ihr Gefangener getan hatte, war weniger lustig, und sie zeigten ihm mit Fäusten und Stiefeln, was sie davon hielten. Den anderen Körper hatten sie auch gefunden und direkt neben ihn gesetzt, um sich daran zu weiden, mit wieviel Kummer und Verzweiflung der Feind seinen Kameraden musterte. Inzwischen war der Abwehroffizier aus Hanoi eingetroffen, der sich über den Mann beugte, um den Namen auf seiner Brust zu lesen, bevor er ihn auf einer mitgebrachten Liste herausuchte. An seiner Reaktion merkten die Geschützsoldaten, daß ihr Gefangener etwas Besonderes sein mußte, denn der Abwehroffizier hingte sich hinterher gleich ans Telefon. Als der Gefangene vor Schmerzen ohnmächtig wurde, begoß der Mann aus Hanoi das Gesicht des Lebenden mit dem Blut des Toten. Dann schoß er ein paar Fotos. Die Geschützmannschaft wußte nicht, was sie davon halten sollte. Es sah beinahe so aus, als wollte er damit erreichen, daß der Lebende genauso tot aussah wie die Leiche neben ihm. Irgendwie seltsam.

Es war nicht die erste Leiche, die er identifizieren mußte. Eigentlich hatte Kelly angenommen, daß dieser Aspekt seines Lebens hinter ihm lag. Andere Leute waren da, um ihm beizustehen, doch daß er nicht zusammenbrach, hieß noch lange nicht, daß er es durchstehen würde. In solch einem Augenblick gab es keinen Trost. Als er die Notaufnahme verließ, folgten ihm die Ärzte und Schwestern mit den Blicken. Man hatte einen Priester herbeigerufen, damit er seines Amtes walten und ein paar Worte an Kelly richten konnte, die aber ganz offenbar ungehört blieben. Ein Polizeibeamter

erklärte, den Fahrer treffe keine Schuld. Bremsversagen, technischer Defekt. Eigentlich sei niemand schuld. Pures Schicksal. Was man halt so sagt, wenn man einem völlig unschuldig Betroffenen erklären muß, warum es das Wichtigste in seinem Leben plötzlich nicht mehr gibt. Als ob man damit etwas ausrichten könnte. Dieser Mr. Kelly war ein zäher Bursche, das sah der Polizist gleich, und von daher auch um so verletzlicher. Seine Frau und sein ungeborenes Kind, die er wahrscheinlich vor allen Gefahren hatte schützen wollen, waren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Und niemand hatte schuld. Der Fahrer, selbst Familienvater, mußte ins Krankenhaus gebracht und mit Beruhigungsmitteln verarztet werden, nachdem er in der Hoffnung unter seinen Schlepper gekrochen war, sie vielleicht noch am Leben zu finden. Kelly war von Arbeitskollegen begleitet worden, und sie würden ihm wohl auch helfen, die Formalitäten zu erledigen. Mehr konnte man für einen Mann nicht tun, der jetzt sicher lieber in der Hölle gewesen wäre als hier. Denn die Hölle hatte er schon erlebt. Doch es gab mehr als eine Hölle, und er kannte sie längst noch nicht alle.

1

Enfant perdu

Mai

Kelly konnte nicht sagen, warum er angehalten hatte. Ohne bewußt darüber nachzudenken, lenkte er seinen Scout auf den Seitenstreifen. Sie hatte nicht den Daumen in den Wind gehalten. Sie hatte nur am Straßenrand gestanden und beobachtet, wie die Autos splitaufwirbelnd und Abgase verbreitend vorbeirauschten. Aber sie stand wie eine Anhalterin da, das eine Knie durchgedrückt, das andere leicht angewinkelt. Ihre Kleidung war abgenützt, und ein Rucksack baumelte ihr locker über der Schulter. Ihr hellbraunes, schulterlanges Haar bewegte sich im Luftzug der vorbeifahrenden Autos. Ihr Gesicht war ausdruckslos, aber das sah Kelly erst, als er den rechten Fuß aufs Bremspedal drückte und auf den losen Schotter des Seitenstreifens zusteuerte. Er fragte sich, ob er sich wieder in den Verkehr einreihen sollte, aber nun hatte er den ersten Schritt schon getan, wenn er auch nicht genau wußte, wohin. Das Mädchen folgte dem Wagen mit den Augen, und als er in den Rückspiegel blickte, zuckte sie gleichgültig die Achseln und kam auf ihn zu. Das Seitenfenster war bereits heruntergekurbelt, und dann stand sie neben ihm.

»Wohin fahren Sie?« fragte sie.

Das überraschte Kelly. Die erste Frage – *Soll ich Sie mitnehmen?* – hätte eigentlich von ihm kommen sollen. Als er sie ansah, zögerte er ganz kurz. Vielleicht einundzwanzig, sah aber älter aus. Ihr Gesicht war nicht dreckig, aber auch nicht sauber, vielleicht kam das vom Wind und Staub der Überlandstraße. Sie trug ein Männerhemd aus Baumwolle, das monatelang nicht gebügelt worden war, und hatte das Haar im Nacken zusammengebunden. Aber am meisten überraschten ihn ihre Augen. Ein bezauberndes Graugrün. Sie starrten an Kelly vorbei ... wohin? Er kannte diesen Blick schon, doch nur von übermüdeten Männern. Er hatte selbst

schon so ins Leere geblickt, erinnerte sich Kelly, und dabei nie gewußt, was seine Augen wahrnahmen. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er im Moment gar nicht viel anders guckte.

»Zu meinem Boot zurück«, antwortete er schließlich, da er nicht wußte, was er sonst sagen sollte. Und blitzschnell veränderte sich ihr Ausdruck.

»Sie haben ein Boot?« fragte sie. Ihre Augen fingen wie bei einem Kind zu strahlen an, ein Lächeln blitzte auf und breitete sich über ihr ganzes Gesicht aus, als hätte er gerade eine wichtige Frage beantwortet. Kelly sah, daß sie eine niedliche Lücke zwischen den Schneidezähnen hatte.

»Eine Zwölfmeterjacht – Diesel.« Er deutete auf die Ladefläche des Scout, die mit Kartons voller Lebensmittel vollgestellt war. »Wollen Sie mitkommen?« fragte er, ohne nachzudenken.

»Na klar!« Ohne zu zögern, riß sie die Tür auf und schmiß ihren Rucksack auf den Boden am Beifahrersitz.

Das Eingliedern in den Verkehr war gefährlich. Der Scout mit seinem kurzen Radabstand und den wenigen PS war nicht für Schnellstraßen gebaut, und Kelly mußte sich konzentrieren. Die Geschwindigkeit des Wagens reichte nur für die rechte Fahrspur aus, und da an jeder Kreuzung immerzu jemand ein- oder abbog, mußte er auf der Hut sein. Der Scout war nicht wendig genug, daß er allen Idioten ausweichen konnte, die zum Meer fuhren oder wohin zum Teufel sie auch immer an einem verlängerten Wochenende unterwegs waren.

Wollen Sie mitkommen? hatte er gefragt, und sie hatte darauf erwidert: *Na klar*. Was zum Teufel hatte er sich nur dabei gedacht? Kelly zog die Stirn in Falten, nicht nur, weil der Verkehr ihn nervte, sondern vor allem, weil er die Antwort nicht wußte. Aber in den letzten sechs Monaten hatte es eine Menge Fragen gegeben, auf die er keine Antwort wußte. Er brachte seine Gedanken zum Schweigen und konzentrierte sich auf den Verkehr, aber sie bohrten im Hinterkopf hartnäckig weiter. Die eigenen Gedanken gehorchen einem eben selten.

Memorial-Day-Wochenende, dachte er. Die Autos um ihn

herum waren vollbesetzt mit Leuten, die von der Arbeit heimfuhren oder den Weg bereits hinter sich und ihre Familien abgeholt hatten. Kindergesichter starrten aus den Rückfenstern. Ein oder zwei Kinder winkten ihm zu, aber Kelly tat so, als habe er es nicht bemerkt. Es war schwer, keine Seele zu haben, besonders, wenn man sich erinnern konnte, daß man einmal eine gehabt hatte.

Kelly fuhr sich mit der Hand ans Kinn: rauh wie Sandpapier. Die Hand selbst war schmutzig. Kein Wunder, daß sie sich im Lebensmittelmarkt so komisch benommen hatten. *Läßt dich gehen, Kelly.*

Und? Wen zum Teufel juckt das?

Er wandte sich seiner Mitfahrerin zu und merkte, daß er ihren Namen nicht kannte. Er nahm sie mit auf sein Boot und wußte nicht einmal, wie sie hieß. Seltsam. Sie starrte mit heiterem Gesicht nach vorn. Im Profil war es ein hübsches Gesicht. Sie war dünn – vielleicht war gertenschlank das richtige Wort –, ihr Haar so zwischen blond und braun. Ihre Jeans war an einigen Stellen abgewetzt und zerrissen und stammte aus einem jener Läden, wo sie einen Aufpreis für vorgebleichte Ware verlangten – oder was auch immer sie damit anstellten. Kelly wußte es nicht, es war ihm auch egal. Eine Sache mehr, um die er sich nicht zu scheren brauchte.

Herrgott, wie konntest du nur so herunterkommen? wollte sein Verstand von ihm wissen. Er wußte die Antwort, aber auch das war keine vollständige Erklärung. Verschiedene Bereiche des Organismus, der John Terence Kelly hieß, wußten jeweils einen Teil der ganzen Geschichte, aber irgendwie wollte sich nie alles zusammenreimen. Von dem, was einst ein harter, gewiefter, entschiedener Mann gewesen war, blieben nur vereinzelte Fragmente, die wirr durch die Gegend stolperten – und spielte da nicht auch Verzweiflung mit? Was für ein ungemein tröstender Gedanke.

Er erinnerte sich an sein früheres Leben. Er entsann sich all dessen, was er überlebt hatte; daß er überlebt hatte, erstaunte ihn noch immer. Und wohl die schlimmste Qual überhaupt war die, daß er nicht verstand, was schiefgegangen war. Sicher, er wußte, was *geschehen* war, aber das war alles äußerlich gewesen, und irgendwie war ihm das Ver-

ständnis der Dinge um ihn herum abhanden gekommen, und nun lebte er verwirrt und ziellos dahin. Er bewegte sich wie ein Automat. Das wußte er, aber nicht, wohin das Schicksal ihn führte.

Wer sie auch war, sie versuchte gar kein Gespräch, und das kam Kelly gerade recht, obwohl er spürte, daß da etwas war, was er wissen sollte. Die Erkenntnis kam überraschend, rein instinktiv, und er hatte schon immer seinen Instinkten vertraut, diesem kalten Schauer, der ihm wie zur Warnung über Arme und Rücken lief. Er sah sich nach dem Verkehr um und konnte nichts Gefährlicheres entdecken als Autos mit zuviel PS unter der Haube und zuwenig Verstand hinterm Lenkrad. Seine Augen suchten alles sorgfältig ab und fanden nichts. Aber das warnende Gefühl verschwand nicht, und Kelly ertappte sich dabei, wie er aus unerfindlichen Gründen immer wieder in den Rückspiegel sah, während seine Hand zwischen den Beinen hindurchlangte und nach dem geriffelten Griff seines automatischen Revolvers fühlte, der versteckt unter dem Sitz hing. Erst da wurde ihm bewußt, daß er die Waffe streichelte.

Wozu verdammt noch mal hast du das getan? Kelly zog die Hand zurück und schüttelte frustriert den Kopf. Aber er sah immer wieder in den Rückspiegel – bloß das normale Augenmerk auf den Verkehr, log er sich in den nächsten zwanzig Minuten vor.

Das Jachtgelände war sehr belebt. Natürlich wegen des langen Wochenendes. Auf dem kleinen und schlecht befestigten Parkplatz schossen die Autos viel zu schnell umher. Jeder Fahrer versuchte, dem Freitagsstoßverkehr zu entkommen, zu dem er selbst natürlich beitrug. Zumindest hier kam der Scout zur Geltung. Die große Bodenfreiheit und erhöhte Sicht waren für Kelly von Vorteil, als er den Wagen zum Heck der *Springer* manövierte und wendete, um rückwärts an die Anlegestelle zu fahren, die er erst vor sechs Stunden verlassen hatte. Kelly war erleichtert, den Wagen stehenlassen zu können. Sein Highway-Abenteuer war vorüber, und ihm winkte die Sicherheit des Wassers, auf dem es keine Fahrspuren gab.

Die *Springer* war eine dieselgetriebene Motorjacht, zwölf

Meter lang, eine Einzelanfertigung, aber in den Umrissen und der Innenaufteilung einer Pacemaker Coho ähnlich. Sie war nicht besonders schön, aber sie hatte zwei ansehnliche Kabinen, und die Kajüte mittschiffs ließ sich leicht in eine dritte verwandeln. Sie verfügte über große Dieselmotoren, die aber nicht zu sehr hochgezüchtet waren, weil Kelly lieber eine bequem ausgelegte große Maschine als eine überdrehte kleine hatte. Er besaß einen hochwertigen Marineradar, alle möglichen gesetzlich erlaubten Kommunikationsinstrumente und Navigationshilfen, die normalerweise nur Hochseefischer benutzten. Der Fiberglasrumpf war makellos, an der verchromten Reling kein einziger Rostfleck, obwohl er auf die Hochglanzpolitur verzichtet hatte, auf die die meisten Jachtbesitzer schwören. Es lohnte den Aufwand nicht. Die *Springer* war ein Arbeitsboot oder sollte es doch sein.

Kelly und sein Gast stiegen aus dem Wagen. Er öffnete die Laderaumtür und fing an, die Kartons an Bord zu bringen. Die junge Dame, sah er, war so vernünftig, ihm nicht in die Quere zu kommen.

»Yo, Kelly!« rief eine Stimme von der Brücke.

»Ja, Ed, was war denn?«

»Kaputte Anzeige. Die Bürsten an den Generatoren waren ein bißchen abgewetzt, da hab ich sie ersetzt, aber ich meine, es lag an der Anzeige. Die hab ich auch ausgewechselt.« Ed Murdock, der Chefmechaniker des Hafens, entdeckte das Mädchen erst, als er das Fallreep herunterkam. Murdock verfehlte die letzte Stufe und schlug vor Überraschung fast der Länge nach hin. Der Mechaniker bedachte das Mädchen mit einem rasch abschätzenden, anerkennenden Blick.

»Sonst noch was?« fragte Kelly betont.

»Hab die Tanks aufgefüllt. Die Motoren sind warm«, sagte Murdock, während er sich seinem Kunden zuwandte. »Ist alles auf Ihrer Rechnung.«

»Okay, danke, Ed.«

»Oh, Chip hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, jemand hat ein Angebot gemacht, falls Sie das Boot je ...«

Kelly schnitt ihm das Wort ab. »Keine Chance, Ed.«

»Sie ist ein Juwel, Kelly«, meinte Murdock, als er sein Werkzeug aufsammelte und lächelnd davonschritt, höchst

zufrieden mit sich, weil ihm diese doppeldeutige Bemerkung gelungen war.

Kelly brauchte einige Sekunden, bis er kapierte. Er ließ nur ein verspätetes, halb amüsiertes Knurren hören, als er die letzten Lebensmittel in die Kajüte lud.

»Was soll ich tun?« fragte das Mädchen. Sie hatte bisher nur herumgestanden, und Kelly hatte den Eindruck, daß sie ein wenig zitterte und das zu verbergen suchte.

»Nehmen Sie einfach oben Platz«, sagte Kelly, auf die Brücke deutend. »Ich werde ein paar Minuten brauchen, um alles fertigzumachen.«

»Okay.« Sie warf ihm ein strahlendes Lächeln zu, das garantiert jedes Eis zum Schmelzen gebracht hätte – als wüßte sie genau, was er brauchte.

Kelly ging nach achtern zu seiner Kabine, letztlich froh, daß er sein Boot in Ordnung gehalten hatte. Alles war sauber, und er ertappte sich dabei, wie er in den Spiegel schaute und fragte: »Na schön, und was wirst du jetzt tun?«

Es kam keine unmittelbare Antwort, aber der Anstand sagte ihm, er sollte sich erst mal waschen. Zwei Minuten später betrat er die Kajüte. Er sah noch einmal nach, ob die Lebensmittelkartons sicher verstaut waren, und ging dann nach oben.

»Ich, äh, hab vergessen, Sie etwas zu fragen ...« begann er.

»Pam«, sagte sie, die Hand ausstreckend. »Und Sie?«

»Kelly«, erwiderte er, wiederum verduzt.

»Wohin soll's gehen, Mr. Kelly?«

»Nur Kelly«, verbesserte er sie, wahrte aber momentan noch die Distanz. Pam nickte nur und lächelte wieder.

»Okay, Kelly, wohin?«

»Ich besitze eine kleine Insel etwa dreißig ...«

»Du besitzt eine Insel?« Sie machte große Augen.

»Richtig.« Eigentlich hatte er sie nur gepachtet, aber das war schon so lange her, daß es Kelly gar nicht mehr der Rede wert fand.

»Dann mal los!« sagte sie begeistert mit einem Blick zurück auf die Küste.

Er warf die Kielraumventilierung an. Die *Springer* hatte Die-

selmotoren, und er brauchte sich wegen einer Abgasentwicklung eigentlich keine Sorgen zu machen, doch wenn er sich in letzter Zeit auch hatte gehen lassen, so war Kelly immer noch ein Seemann, und sein Leben auf dem Wasser gehorchte einer strikten Routine, was die Beachtung aller Sicherheitsvorschriften umfaßte, die mit dem Blut der Männer geschrieben worden waren, die nicht die nötige Sorgfalt hatten walten lassen. Nach den vorgeschriebenen zwei Minuten drückte er den Anlasser des Backborders, dann den für den Steuerborder. Die beiden großen Dieselmotoren sprangen sofort an und erwachten zu tuckerndem Leben, während Kelly die Anzeigen überprüfte. Alles sah gut aus.

Er verließ die Brücke, um die Vertäuerungen zu lösen, dann kam er zurück, um in langsamer Fahrt vom Steg abzulegen, während er Gezeitenstand und Wind prüfte – derzeit war beides niedrig – und nach anderen Booten Ausschau hielt. Kelly schob den Gashebel des Backborders eine Markierung vor, während er am Steuerrad drehte, und ließ die *Springer* sich damit noch schneller in der engen Fahrrinne drehen, bis sie direkt hafenauswärts gerichtet war. Er schob den Gashebel des Steuerborders weiter vor und brachte seine Jacht auf manierliche fünf Knoten, während er an den aufgereihten Motor- und Segeljachten vorbeisteuerte. Pam schaute sich auch nach den Booten um, hauptsächlich achtern, und ihr Blick heftete sich mehrere Sekunden lang auf den Parkplatz, bis sie sich wieder nach vorn umdrehte. Dabei entspannte sich ihr Körper allmählich.

»Kennst du dich denn ein bißchen mit Booten aus?« fragte Kelly.

»Kaum«, gestand sie, und zum erstenmal bemerkte er ihren etwas schleppenden Akzent.

»Wo bist du her?«

»Texas. Und du?«

»Eigentlich aus Indianapolis, aber das ist schon eine Weile her.«

»Was ist das?« Sie berührte mit der ausgestreckten Hand die Tätowierung an seinem Unterarm.

»Das ist von einem der Orte, an denen ich gewesen bin«, sagte er. »Kein sehr netter Ort übrigens.«

»Oh, drüben.« Sie verstand.

»Genau da.« Kelly nickte sachlich. Sie waren nun aus dem Hafengebäude heraus, und er schob die Gashebel noch weiter vor.

»Was hast du dort gemacht?«

»Nichts, was ich einer Dame erzählen sollte«, erwiderte Kelly, während er sich umblickte.

»Wie kommst du darauf, daß ich eine Dame bin?«

Das traf ihn wieder unvorbereitet, aber allmählich gewöhnte er sich daran. Außerdem hatte er inzwischen festgestellt, daß er ein Gespräch mit einem Mädchen ziemlich nötig hatte, egal über welches Thema. Zum erstenmal erwiderte er ihr Lächeln.

»Na ja, es wäre nicht sehr nett von mir, etwas anderes anzunehmen.«

»Ich hab mich schon gefragt, wie lange es dauern würde, bis du mal lächelst.« *Du hast ein sehr nettes Lächeln*, sagte ihm ihr Tonfall.

Sechs Monate. Was sagst du nun? hätte er beinahe geantwortet. Statt dessen lachte er, hauptsächlich über sich selbst. Auch etwas, das er schon lange nötig gehabt hatte.

»Es tut mir leid. Ich schätze, ich bin kein guter Gesellschafter.« Er wandte ihr wieder seinen Blick zu und sah Verständnis in ihren Augen. Nur ein stiller Blick, sehr menschlich und weiblich, aber Kelly fühlte sich ertappt. Er spürte die Wirkung, achtete aber nicht auf den Teil seines Bewußtseins, der ihm sagte, daß er auch das seit Monaten sehr nötig gehabt hatte. Das mußte ihm nicht extra gesagt werden, besonders nicht von ihm selbst. Einsamkeit war schon schlimm genug, ohne auch noch darüber nachzudenken, wie elend man sich dabei fühlte. Wieder streckte sie die Hand aus, offensichtlich, um die Tätowierung zu befühlen, aber das war nicht alles. Erstaunlich, wie warm ihre Berührung war, selbst unter einer heißen Nachmittagssonne. Vielleicht ließ sich daran ablesen, wie kalt es in seinem Leben geworden war.

Aber er hatte sein Boot zu steuern. Tausend Meter vor ihm lag ein Frachter. Kelly war nun in voller Fahrt, und die Trimmeruder hatten sich automatisch so eingestellt, daß das

Boot in den bestmöglichen Einstellwinkel gebracht war, sobald es seine achtzehn Knoten erreichte. Die Fahrt war glatt, bis sie in die Bugwelle des Handelsschiffes gerieten. Da fing die *Springer* heftig zu schaukeln an. Ihr Bug ging mehr als einen Meter auf und ab, während Kelly das Boot nach links manövrierte, um den schlimmsten Wellen auszuweichen. Als sie ihn überholten, ragte der Frachter wie eine Klippe vor ihnen auf.

»Kann ich mich hier irgendwo umziehen?«

»Meine Kabine ist achtern. Du kannst vorn einziehen, wenn du willst.«

»Oh, tatsächlich?« Sie kicherte. »Warum sollte ich das?«

»Hmm?« Sie hatte es wieder geschafft.

Pam ging mit ihrem Rucksack nach unten, wobei sie sich immer vorsichtig an der Reling festhielt. Sie hatte nicht viel angehabt. Nach ein paar Minuten kehrte sie sogar mit noch weniger zurück: Hot pants und ein Trägertop, keine Schuhe, und außerdem war sie sichtlich entspannter. Sie hatte die Beine einer Tänzerin, bemerkte Kelly, schlank und ungeheuer weiblich. Auch sehr bleich, was ihn überraschte. Das Top hing locker an ihr herunter und war an den Säumen ausgefranst. Vielleicht hatte sie in letzter Zeit abgenommen oder hatte bewußt eine Übergröße gekauft. Was auch immer der Grund war, es zeigte einiges von ihrem Oberkörper. Kelly ertappte sich dabei, wie er die Augen verdrehte, und tadelte sich selber dafür, daß er dem Mädchen nachgeschaut hatte. Aber Pam machte es ihm auch schwer, nicht hinzusehen. Und nun zog sie sich auch noch an seinem Oberarm hoch und setzte sich direkt neben ihn. Wenn er ihr den Kopf zudrehte, konnte er in das Top hineinsehen, so weit er nur wollte.

»Gefallen sie dir?« fragte sie.

Hirn und Mund versagten Kelly den Dienst. Er ließ ein paar verlegene Laute hören, und bevor er sich für eine Antwort entscheiden konnte, lachte sie los. Aber nicht über ihn. Sie winkte der Crew des Frachters zu, die zurückwinkte. Es war ein italienisches Schiff, über der Reling hingen etwa ein halbes Dutzend Männer, und einer davon warf ihr gerade eine Kußhand zu. Sie grüßte entsprechend zurück.

Es machte Kelly eifersüchtig.

Er drehte das Steuer wieder nach Backbord, ließ sein Boot über die Bugwelle des Frachters gleiten, und als es die Brücke des Schiffs passierte, ließ er sein Horn ertönen. Es war Vorschrift so, wenn auch wenige kleine Boote sich daran hielten. Gerade da hatte ein Wachoffizier sein Fernrohr auf Kelly gerichtet – eigentlich eher auf Pam. Er wandte sich um und rief etwas zum Ruderhaus. Einen Augenblick später tönte die gewaltige »Pfeife« des Frachters mit ihrem dumpfen Baß los und ließ das Mädchen fast von ihrem Platz hüpfen.

Kelly lachte, sie auch, dann wand sie die Arme fest um seinen Bizeps. Er spürte, wie ein Finger rund um die Tätowierung fuhr.

»Es fühlt sich gar nicht wie ...«

Kelly nickte. »Ich weiß. Die meisten erwarten, daß es sich wie Farbe oder so anfühlt.«

»Warum hast du ...«

»... es mir machen lassen? Jeder in der Einheit hat es gemacht. Sogar die Offiziere. Gehörte zum guten Ton, schätze ich. Ganz schön dumm eigentlich.«

»Ich find's süß.«

»Nun, ich find dich ganz schön süß.«

»Du sagst lauter nette Sachen.« Sie drehte sich ein wenig und rieb dabei eine Brust an seinem Oberarm.

Kelly behielt eine konstante Fahrtgeschwindigkeit von achtzehn Knoten bei, während er aus dem Hafen von Baltimore auslief. Der italienische Frachter war das einzige Handelsschiff in Sichtweite, und die See war glatt, kräuselte sich nur minimal. Er hielt sich während des ganzen Weges hinaus in die Chesapeake Bay an die Hauptfahrrinne.

»Hast du Durst?« fragte sie, als sie nach Süden drehten.

»Mhm. In der Kochnische ist ein Kühlschrank – die ist in der ...«

»Ich hab sie gesehen. Was möchtest du?«

»Bring einfach irgendwas.«

»Schön«, erwiderte sie strahlend. Als sie aufstand, kroch ihm das Gefühl von weicher Haut den ganzen Arm hoch und verließ ihn wieder an der Schulter.

»Was ist das?« fragte sie, als sie wieder da war. Kelly drehte sich um und schrak zusammen. Er war mit dem Mädchen am Arm so zufrieden gewesen, daß er nicht auf das Wetter geachtet hatte. »Das« war ein Gewitter, eine sich auf-türmende Masse von dunklen Quellwolken, die mehr als zehn Kilometer in den Himmel ragten.

»Sieht aus, als würden wir ein paar Tropfen abbekommen«, sagte er, als er das Bier entgegennahm.

»Als ich noch klein war, war das die Umschreibung für einen Tornado.«

»Hier aber nicht«, erwiderte Kelly, während er sich auf dem Boot umschaute, ob irgendwo etwas lose herumlag. Unter Deck, das wußte er, war alles an seinem Platz, weil es das immer war, ob es einen nun anödete oder nicht. Dann schaltete er den Küstenfunk an. Sogleich erwischte er einen Wetterbericht, einen, der mit der üblichen Warnung endete.

»Ist das ein kleines Boot?« fragte Pam.

»Technisch gesehen ja, aber du kannst unbesorgt sein. Ich weiß, was ich tue. Ich bin Bosun's Mate gewesen.«

»Was ist das?«

»Ein Dienstgrad. In der Navy. Außerdem ist das hier ein ganz schön großes Bötchen. Die Überfahrt kann ein bißchen unruhig werden, das ist alles. Wenn du Angst hast, da sind Schwimmwesten unter deinem Sitz.«

»Hast du Angst?« fragte Pam. Kelly lächelte und schüttelte den Kopf. »Na gut.« Sie nahm ihre frühere Position wieder ein, mit dem Oberkörper an seinem Arm, dem Kopf an seiner Schulter. Ihre Augen hatten einen verträumten Ausdruck, als würde sie sich auf das Kommende freuen, ob Gewitter oder nicht.

Kelly hatte keine Bedenken – zumindest nicht wegen des Gewitters –, aber er nahm auch nichts auf die leichte Schulter. Als er an Bodkin Point vorbeikam, fuhr er östlich über die Schiffahrtsrinne weiter. Er drehte erst nach Süden ab, als er Gewässer erreicht hatte, die zu seicht für jedes andere Schiff waren, das groß genug gewesen wäre, ihn zu überrollen. Alle paar Minuten drehte er sich nach dem Gewitter um, das mit etwa zwanzig Knoten direkt hinter ihnen aufzog. Es

hatte bereits die Sonne verdeckt. Wenn ein Gewitter schnell herankam, hieß das meistens, daß es auch heftig sein würde, und bei seinem südlichen Kurs konnte er ihm nicht länger ausweichen. Kelly trank sein Bier aus und beschloß, sich kein zweites mehr zu genehmigen. Die Sicht würde schnell abnehmen. Er zog eine plastiküberzogene Karte heraus und befestigte sie auf dem Wisch rechts vom Armaturenbrett, markierte seine Position mit einem Fettstift und versicherte sich noch mal, daß sein Kurs ihn auf keinen Fall in Untiefen bringen würde – die *Springer* hatte mehr als einen Meter Tiefgang, und für Kelly bedeutete alles unter zwei Meter zwanzig seichtes Gewässer. Zufrieden setzte er seinen Kompaßkurs und entspannte sich wieder. Seine Ausbildung diente ihm als Puffer sowohl gegen Gefahr als auch gegen Selbstzufriedenheit.

»Wird nicht mehr lange dauern«, bemerkte Pam mit nur einer Spur von Unbehagen in der Stimme, während sie sich an ihm festhielt.

»Du kannst nach unten gehen, wenn du willst«, sagte Kelly. »Es wird naß und windig werden. Und schaukeln.«

»Aber nicht gefährlich.«

»Nein, außer ich tue etwas wirklich Dummes. Ich werd's nicht darauf ankommen lassen«, versprach er.

»Kann ich hierbleiben und es mir ansehen?« fragte sie, eindeutig nicht gewillt, von seiner Seite zu weichen, wenn Kelly auch nicht wußte, warum.

»Es wird naß werden«, warnte er sie nochmals.

»Das macht nichts.« Sie lächelte strahlend, klammerte sich noch enger an seinen Arm.

Kelly drosselte etwas die Fahrt, so daß das Boot flacher lag. Es gab keinen Grund zur Eile. Bei gedrosselter Fahrt bestand keine Notwendigkeit mehr, mit zwei Händen zu steuern. Er legte den Arm um das Mädchen, dabei sank ihr Kopf automatisch wieder auf seine Schulter, und trotz des nahenden Gewitters war auf einmal alles mit der Welt im Lot. Zumindest soweit es Kellys Gefühle betraf. Seine Vernunft sagte etwas anderes, und die beiden Ansichten wollten sich nicht miteinander vereinbaren lassen. Seine Vernunft erinnerte ihn daran, daß das Mädchen an seiner Seite ... ja, was

war sie denn? Er wußte es nicht. Seine Gefühle sagten ihm, daß es absolut keinen Unterschied machte. Sie war, was er brauchte. Aber Kelly war kein Mann, der sich von seinen Gefühlen beherrschen ließ, und der innere Widerstreit ließ ihn finster auf den Horizont starren;

»Stimmt was nicht?« fragte Pam.

Kelly wollte etwas sagen, besann sich dann aber eines Besseren und rief sich ins Gedächtnis zurück, daß er auf seiner Jacht mit einem hübschen Mädchen allein war. Diese Runde ließ er zur Abwechslung mal an die Gefühle gehen.

»Ich bin etwas verwirrt, aber, nein, alles in Ordnung so weit.«

»Ich seh es dir doch an, daß ...«

Kelly schüttelte den Kopf. »Mach dir keine Sorgen. Was es auch ist, es kann warten. Entspann dich und genieß die Fahrt.«

Einen Augenblick später kam der erste Windstoß, der das Boot ein paar Grad nach Backbord krängen ließ. Kelly adjustierte das Ruder, um es wieder aufzurichten. Der Regen kam schnell. Auf die ersten wenigen Spritzer folgten rasch dichte Streifen, die wie Vorhänge über die Oberfläche der Chesapeake Bay schleiften. Binnen einer Minute ging die Sicht auf ein paar hundert Meter zurück, und der Himmel war so dunkel, als wäre es schon spät abends. Kelly vergewisserte sich, daß seine Positionslichter an waren. Die Wellen schlugen nun wirklich hoch, von einem etwa dreißig Knoten starken Wind getrieben. Wetter und See kamen genau quer. Er entschied, daß er durchaus weiterfahren könnte, aber er war gerade an einem guten Ankerplatz, und das würde er die nächsten fünf Stunden nicht mehr sein. Kelly warf noch einen Blick auf die Karte, schaltete dann den Radar ein, um seine Position zu bestätigen. Wassertiefe drei Meter, sandiger Grund, der auf der Karte mit HRD bezeichnet war, griffiger Boden also. Er steuerte die *Springer* in den Wind und drosselte weiter die Fahrt, bis die Schiffsschrauben gerade genug Schub entwickelten, um gegen die treibende Kraft des Windes anzukommen.

»Nimm mal das Steuer«, wies er Pam an.

»Aber ich weiß nicht, was ich damit machen soll.«

»Das geht schon. Halt es nur fest und steuere so, wie ich es dir sage. Ich muß nach vorn gehen, um die Anker zu setzen. Okay?«

»Paß auf dich auf!« schrie sie durch den peitschenden Wind, Die Wellen waren inzwischen knapp zwei Meter hoch, und der Bug des Bootes hüpfte auf und ab. Kelly klopfte ihr aufmunternd auf die Schulter und ging nach vorn.

Er mußte natürlich aufpassen, doch seine Schuhe hatten rutschfeste Sohlen, und Kelly kannte sich aus. Er behielt die Hände den ganzen Weg an den Aufbauten vorbei an der Reling, und binnen einer Minute war er auf dem Vordeck, wo zwei Anker festgemacht waren, ein Danforth und ein CQR-Pflugscharanker, beide ein klein wenig zu groß. Er warf erst den Danforth ins Wasser, dann signalisierte er Pam, sie solle das Steuer nach Backbord drehen. Als das Boot sich vielleicht 20 Meter nach Süden bewegt hatte, ließ er den CQR auch noch ab. Beide Trossen waren bereits auf die entsprechende Länge eingestellt, und nachdem er überprüft hatte, daß alles in Ordnung war, hangelte sich Kelly wieder zur Brücke zurück.

Pam sah nervös aus bis zu dem Moment, wo er sich wieder auf die Vinylbank setzte – alles war nun naß vom Wasser, und ihre Kleider waren völlig durchweicht. Kelly drosselte die Maschinen auf Leerlauf und überließ es dem Wind, die *Springer* fast dreißig Meter zurückzutreiben. Bis dahin hatten sich die beiden Anker in den Boden gegraben. Kelly war mit ihrer Platzierung nicht ganz zufrieden. Er hätte sie weiter auseinander setzen sollen. Aber eigentlich war sowieso nur ein Anker notwendig. Der zweite diente als reine Sicherheitsmaßnahme. Zufrieden schaltete er die Dieselmotoren ab.

»Ich könnte es auch auf der ganzen Strecke mit dem Sturm aufnehmen, aber ich lass' es lieber«, erklärte er.

»Also parken wir hier für die Nacht?«

»Genau. Du kannst runter in deine Kabine gehen und ...«

»Du willst, daß ich weggehe?«

»Nein – ich meine nur, wenn es dir hier nicht gefällt ...« Ihre Hand streckte sich seinem Gesicht entgegen. Durch den

Wind und den Regen hindurch konnte er ihre Worte kaum verstehen.

»Mir gefällt's hier aber.« Irgendwie schien das überhaupt kein Widerspruch zu sein.

Einen Augenblick später fragte sich Kelly, warum es so lange gedauert hatte. Alle Anzeichen waren dagewesen. Es gab eine weitere kurze Diskussion zwischen Gefühl und Vernunft, und wieder verlor die Vernunft. Hier gab es nichts, wovor er hätte Angst haben müssen, nur einen Menschen, der genauso einsam war wie er. Es war so leicht, zu vergessen. Einsamkeit sagte einem nicht, was man verloren hatte, nur, daß etwas fehlte. Erst in einem Augenblick wie diesem konnte man die Leere bestimmen. Ihre Haut war weich, tropfnaß vom Regen, aber warm. Es war so anders, als sich Leidenschaft zu mieten, was er im vergangenen Monat zweimal ausprobiert hatte. Hinterher hatte er sich jedesmal vor sich selbst geekelt.

Das hier aber war anders. Das hier war echt. Die Vernunft rief ein letztes Mal, daß es nicht sein konnte, daß er sie vom Straßenrand aufgeklaut hatte und sie erst eine kurze Zeit lang kannte. Das Gefühl sagte ihm, daß es nichts ausmachte. Als wisse sie um seinen inneren Widerstreit, streifte Pam das Top über den Kopf. Das Gefühl gewann.

»Ich finde sie einfach toll«, sagte Kelly. Er berührte zart ihre Brüste. Sie fühlten sich auch einfach toll an. Pam hängte das Top ans Steuerrad und drückte ihr Gesicht an seines, während ihre Hände ihn nach vorn zogen. Auf sehr weibliche Art ergriff sie die Initiative. Irgendwie hatte ihre Leidenschaft nichts Animalisches. Etwas machte sie anders. Kelly wußte nicht genau, was, suchte aber auch nicht nach dem Grund, nicht jetzt.

Beide standen auf. Pam glitt beinahe aus, aber Kelly fing sie auf und ließ sich auf die Knie nieder, um ihr beim Ausziehen ihrer Hot pants zu helfen. Dann war sie an der Reihe, sein Hemd aufzuknöpfen, nachdem sie seine Hände auf ihre Brüste gedrückt hatte. Das Hemd blieb noch eine lange Weile an seinem Körper, weil keiner von beiden wollte, daß seine Hände sich entfernten, doch dann war es geschafft, immer nur ein Arm, und als nächstes war die Jeans dran. Kelly

schlüpfte aus den Schuhen, als die letzten Kleidungsstücke fielen. Dann umarmten sie sich im Stehen, schwankten hin und her, während das Boot unter ihnen schaukelte und schlingerte und Regen und Wind auf sie prasselten. Pam nahm ihn bei der Hand, führte ihn nur ein Stück vom Führerstand weg und drückte ihn sanft aufs Deck. Ohne Umschweife setzte sie sich auf ihn. Kelly versuchte sich aufzurichten, aber sie ließ es nicht zu und beugte sich statt dessen vor, während sich ihre Hüften mit sanftem Nachdruck bewegten. Kelly war darauf so wenig vorbereitet wie auf alles andere an diesem Nachmittag, und sein Schrei schien den Donner noch zu übertönen.

Als er die Augen aufschlug, befand sich ihr Gesicht nur Zentimeter von seinem entfernt, und ihr Lächeln glich dem eines steinernen Engels in einer Kirche.

»Es tut mir leid, Pam, ich ...«

Sie unterbrach seine Entschuldigung mit einem Kichern.
»Bist du immer so gut?«

Viele Minuten später hielt Kelly die dünne Gestalt umschlungen, und so blieben sie, bis der Sturm vorüber war. Kelly hatte Angst, loszulassen, Angst vor der Möglichkeit, daß all das so unreal war; wie es sein mußte. Dann frischte der Wind auf, und sie gingen nach unten. Kelly holte Handtücher, und sie trockneten sich gegenseitig ab. Er versuchte sie anzulächeln, aber der Schmerz war wieder da, und das nur um so stärker nach der genüsslichen letzten Stunde; nun war Pam an der Reihe, überrascht zu sein. Sie setzte sich neben ihn und zog sein Gesicht an ihre Brust. Da mußte er weinen, bis ihr Oberkörper wieder ganz naß war. Sie war klug genug, keine Fragen zu stellen. Statt dessen hielt sie ihn fest, bis es vorüber war und er wieder normal atmete.

»Es tut mir leid«, sagte er nach einer Weile. Kelly versuchte sich zu bewegen, aber sie ließ es nicht zu.

»Du mußt nichts erklären. Aber ich möchte gerne helfen«, sagte sie und wußte doch genau, daß sie das schon getan hatte. Eigentlich hatte sie es schon ab dem ersten Augenblick im Auto gesehen: ein starker Mann, schwer angeschlagen. So anders als alle, die sie gekannt hatte. Als er endlich sprach, spürte sie seine Worte an ihrer Brust.

»Es ist fast sieben Monate her. Ich hatte unten am Mississippi einen Job. Sie war schwanger, hatten wir gerade erst erfahren. Sie ist zum Laden gefahren, und – es war ein Lastwagen, ein großer Sattelschlepper. Die Bremsleitung ist gerissen.« Mehr konnte er nicht herausbringen, und mehr war auch nicht nötig.

»Wie hieß sie?«

»Tish – Patricia.«

»Wie lange wart ihr ...«

»Eineinhalb Jahre. Dann war sie einfach ... nicht mehr da. Ich habe nie damit gerechnet. Ich meine, ich war viel weg, habe einige gefährliche Sachen gemacht, aber das ist alles vorbei, und das war eben ich, nicht sie. Ich habe nie gedacht ...« Seine Stimme versagte wieder. Pam blickte im gedämpften Licht der Kajüte auf ihn herunter und sah die Narben, die ihr bisher entgangen waren. Sie fragte sich, was sie wohl für eine Geschichte hatten. Aber das war nicht wichtig.

Sie legte die Wange auf seinen Kopf. *Er hätte etwa genau jetzt Vater sein sollen. Hätte eine Menge sein sollen.*

»Du hast es nie rausgelassen, oder?«

»Nein.«

»Und warum jetzt?«

»Ich weiß nicht«, flüsterte er.

»Danke schön.« Kelly blickte überrascht auf. »Das ist das Netteste, was ein Mann mir je angetan hat.«

»Ich verstehe nicht.«

»Doch, das tust du«, erwiderte Pam. »Und Tish versteht auch. Du läßt mich ihren Platz einnehmen. Oder vielleicht sogar sie? Sie hat dich geliebt, John. Sie muß dich unheimlich geliebt haben. Danke, daß du mich hast helfen lassen.«

Er fing erneut zu weinen an, und Pam bettete seinen Kopf wieder in ihren Schoß, wiegte ihn wie ein kleines Kind. So ging es zehn Minuten, aber keiner von ihnen sah auf die Uhr. Als er sich erholt hatte, küßte er sie voller Dankbarkeit, die sich rasch wieder in Leidenschaft verwandelte. Pam legte sich auf den Rücken, ließ ihm die Oberhand, wie er es jetzt brauchte, da er im Geiste wieder ein Mann war. Sie wurde

mit so viel belohnt, wie sie ihm gegeben hatte, und diesmal blendeten ihre Schreie den Donner aus. Später schlief er neben ihr ein, und sie küßte sein unrasiertes Kinn. Da strömten dann ihre Tränen angesichts des Wunders, das ihr nach dem Schrecken, mit dem dieser Tag begonnen hatte, zuteil geworden war.

2

Begegnungen

Kelly erwachte zur gewohnten Zeit eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang. Möwen kreischten, und am östlichen Horizont erschien der erste trübe Schimmer. Zunächst war er verwirrt, daß über seiner Brust ein schlanker Arm lag, doch binnen kürzester Zeit kamen die Gefühle und Erinnerungen wieder. Er entschlüpfte ihr und breitete eine Decke über sie, um sie vor der morgendlichen Kühle zu schützen. Er mußte sich um das Schiff kümmern.

Kelly setzte die Kaffeemaschine in Gang, zog eine Badehose an und ging nach oben. Er hatte nicht vergessen, das Ankerlicht zu setzen, bemerkte er erleichtert. Der Himmel hatte aufgeklart, und die Luft war kühl nach den Gewitterstürmen der vorigen Nacht. Er ging nach vorn und sah überrascht, daß einer seiner Anker sich etwas verschoben hatte. Kelly machte sich Vorwürfe deswegen, obwohl ja nichts Schlimmes passiert war. Das Wasser war ruhig, ölig glatt, und es wehte eine sanfte Brise. Ein rosigorangefarbener erster Lichtschimmer zierte die von Bäumen gesäumte Küstenlinie im Osten. Alles in allem schien das ein so schöner Morgen zu werden, wie er sich nur denken konnte. Dann fiel ihm ein, daß das, was sich geändert hatte, überhaupt nichts mit dem Wetter zu tun hatte.

»Verdammt«, flüsterte er der noch nicht angebrochenen Morgendämmerung zu. Kelly war steif, und er machte einige Streckübungen, um die Verspannungen zu lösen. Erst langsam dämmerte ihm, wie toll er sich ohne den üblichen Kater fühlte. Noch länger brauchte er, um sich zu erinnern, wann es das letzte Mal so gewesen war. Neun Stunden Schlaf? fragte er sich. So viel? Kein Wunder, daß er sich so gut fühlte. Als nächstes mußte er im Rahmen seiner morgendlichen Prozedur einen Deckabsetzer holen, um das Wasser zu beseitigen, das sich auf dem Fiberglasdeck angesammelt hatte.

Ein leises, gedämpftes Wummern von Dieselmotoren ließ

ihn den Kopf wenden. Kelly blickte nach Westen, um es zu orten, aber in dieser Richtung lag ein wenig Nebel, der von der Brise dorthin geweht worden war, und er konnte nichts ausmachen. Er ging zum Kontrollpult auf der Brücke und holte sein Fernrohr, um durch das 7X50er gerade noch einen starken Scheinwerfer aufblitzen zu sehen. Kelly wurde vom Licht geblendet, das genauso plötzlich wieder abgeschaltet wurde, und ein Megaphon quäkte übers Wasser.

»Entschuldigung, Kelly. Wußte nicht, daß Sie es waren.« Zwei Minuten später legte das vertraute Zwölf-Meter-Patrouillenboot der Küstenwache längsseits der *Springer* an. Kelly stürzte nach Backbord, um die Gummifender anzubringen.

»Versuchen Sie mich umzubringen oder was?« sagte Kelly leichthin.

»Entschuldigung.« Der Quartermaster Erster Klasse manuel »Portagee« Oreza stieg mit geübter Behendigkeit von einem Schanzdeck auf das andere. Er deutete auf die Gummifender. »Wollen Sie mich beleidigen?«

»Aber auch kein gutes seemännisches Benehmen«, fuhr Kelly fort, als er auf seinen Besucher zuging.

»Ich hab schon mit dem jungen Burschen darüber gesprochen«, versicherte ihm Oreza. Er streckte die Hand aus. »Morgen, Kelly.«

Die ausgestreckte Hand hielt einen Styroporbecher mit Kaffee. Kelly nahm ihn entgegen und lachte.

»Entschuldigung angenommen, Sir.« Oreza war berühmt für seinen Kaffee.

»Lange Nacht. Wir sind alle müde, und es ist eine junge Crew«, erklärte der Mann von der Küstenwache mit matter Stimme. Oreza war selbst fast 28 und bei weitem der älteste Mann in seinem Team.

»Schwierigkeiten?« fragte Kelly.

Oreza nickte, während er sich auf dem Wasser umblickte. »Irgendwie schon. So 'n verdammter Trottel in 'ner Jolle ist nach dem kleinen Gewitter letzten Abend vermißt gemeldet worden, und wir haben weiß Gott überall nach ihm gesucht.«

»Wind mit vierzig Knoten. Hat ganz schön gepustet, Por-

tagee«, erklärte Kelly. »Ist auch ganz schön schnell rangekommen.«

»Jaja, wir haben auch schon sechs Boote gerettet, bloß das eine fehlt noch. Haben Sie letzte Nacht irgendwas Ungeöhnliches gesehen?«

»Nein. Bin von Baltimore rausgekommen um ... na, etwa 16 Uhr, denke ich. Zweieinhalb Stunden Herfahrt. Hab gleich, als das Gewitter da war, Anker geworfen. Sicht war ganz schön schlecht, hab so gut wie nichts gesehen, bevor wir nach unten sind.«

»Wir«, bemerkte Oreza und streckte sich. Er ging zum Steuerrad, hob das regendurchweichte Top auf und schob es Kelly zu. Sein Gesichtsausdruck blieb neutral, aber hinter seinen Augen leuchtete Interesse auf. Er hoffte, daß sein Freund jemand gefunden hatte. Das Leben hatte es mit diesem Mann nicht besonders gut gemeint.

Kelly gab ihm den Becher mit einem gleichfalls neutralen Gesichtsausdruck zurück.

»Hinter uns ist ein Frachter rausgekommen«, fuhr er fort. »Unter italienischer Flagge, etwa halbvolles Containerschiff, muß etwa fünfzehn Knoten gemacht haben. Hat noch jemand den Hafen verlassen?«

»Mhm.« Oreza nickte und sagte dann in professionellem, leicht verärgertem Tonfall: »Das macht mir Sorgen. Diese Scheißfrachter, die mit Volldampf rausrauschen und nicht aufpassen.«

»Na ja, zum Teufel, wenn du außerhalb des Steuerhauses stehst, kannst du eben naß werden. Außerdem könnte vielleicht irgendwas an der Ausrüstung gegen eine Gewerkschaftsbestimmung verstoßen, nicht? Vielleicht ist Ihr Kerl untergegangen«, bemerkte Kelly düster. Das wäre nicht das erste Mal, selbst in einem so zahmen Gewässer wie der Chesapeake.

»Vielleicht«, sagte Oreza, während er seine Blicke forschend über den Horizont schweifen ließ. Er runzelte die Stirn, weil er der Vermutung keinen Glauben schenkte und außerdem zu müde war, um das zu verbergen. »Jedenfalls, wenn Sie eine kleine Jolle mit einem orange und weiß gestreiften Segel sehen, rufen Sie mich an?«

»Geht in Ordnung.«

Oreza schaute nach vorn und drehte sich um. »Zwei Anker für das bißchen Wind, das wir hatten? Sie sind nicht weit genug voneinander entfernt. Dachte, Sie wüßten es besser.«

»Ich bin Bosun's Mate«, erinnerte ihn Kelly. »Seit wann nimmt sich ein Buchhalter einem echten Seemann gegenüber Freiheiten heraus?« Es war nur ein Scherz. Kelly wußte, daß Portagee in einem kleinen Boot der Bessere war. Wenn auch nur um eine Kleinigkeit, aber das wußten beide ebenfalls.

Oreza grinste auf seinem Weg zurück zum Kutter. Nachdem er wieder an Bord gesprungen war, deutete er auf das Top in Kellys Hand. »Vergessen Sie nicht, Ihr Hemd anzuziehen, *Chief!* Sieht aus, als würde es gerade gut passen.« Ein lachender Oreza verschwand im Steuerhaus, bevor Kelly eine schlagfertige Erwiderung einfiel. Drüben bei ihnen schien jemand zu sein, der keine Uniform anhatte, was Kelly überraschte. Einen Augenblick später tuckerten die Motoren des Kutters wieder, und das Boot dampfte nach Nordwesten ab.

»Guten Morgen.« Das war Pam. »Was war das?«

Kelly drehte sich um. Sie trug nicht mehr als vorhin, da er die Decke über sie gezogen hatte, aber Kelly entschied augenblicklich, daß er sich von ihr nur noch überraschen lassen wollte, wenn sie etwas Vorhersagbares tat. Ihr Haar war eine medusagleiche Masse wirrer Flechten, und ihr Blick war verschwommen, als hätte sie gar nicht gut geschlafen.

»Küstenwache. Sie suchen nach einem vermißten Boot. Wie hast du geschlafen?«

»Ganz gut.« Sie kam zu ihm her. Ihre Augen hatten einen weichen Schlafzimmerblick, der ihm so früh am Morgen sonderbar vorkam, aber für den hellwachen Seemann nicht anziehender hätte sein können.

»Guten Morgen.« Ein Kuß. Eine Umarmung. Pam riß die Arme hoch und vollführte so etwas wie eine Pirouette. Kelly packte sie an der schlanken Taille und hob sie hoch.

»Was möchtest du zum Frühstück?« fragte er.

»Ich esse morgens nichts«, erwiderte Pam, während sie die Arme zu ihm hinunterstreckte.

»Oh.« Kelly lächelte. »Na gut.«

Etwa eine Stunde später änderte sie ihre Meinung. Kelly machte Eier mit Speck auf dem Kombüsenkocher, und Pam schlang sie so hungrig hinunter, daß er trotz ihrer Einwände eine zweite Portion machte. Bei genauerem Hinsehen war das Mädchen nicht bloß dünn, es zeigten sich sogar einige Rippen. Sie war unterernährt, eine Beobachtung, die eine weitere unausgesprochene Frage aufwarf. Doch was auch der Grund dafür war, das konnte er heilen. Als sie dann vier Eier, acht Scheiben Speck und fünf Scheiben Toast verzehrt hatte, grob genommen die doppelte Menge, die Kelly normalerweise zu sich nahm, war es Zeit, den Tag ordentlich zu beginnen. Er zeigte ihr, wie mit der Kombüseneinrichtung umzugehen war, während er sich daran machte, die Anker zu lichten.

Sie kamen gerade noch vor acht Uhr wieder in Fahrt. Es versprach, ein heißer, sonniger Samstag zu werden. Kelly setzte die Sonnenbrille auf, entspannte sich in seinem Sitz und nahm ab und zu einen Schluck aus seinem Kaffeebecher, um sich wach zu halten. Er steuerte nach Westen, sich dabei immer am Rande der Hauptschiffahrtsrinne haltend, um den Hunderten von Fischerbooten nicht in die Quere zu kommen, die heute aller Erwartung nach von ihren verschiedenen Häfen ausschwärmen würden, um sich auf die Jagd nach Klippenbarschen zu begeben.

»Was sind das für Dinger?« fragte Pam, die auf die Schwimmer deutete, die backbord über das Wasser verteilt waren.

»Schwimmer für Krebsfallen. Es sind eigentlich eher Käfige. Die Krebse gehen rein, kommen aber nicht wieder raus. Die Schwimmer sind da, um die Position zu markieren.« Kelly reichte Pam sein Fernglas und deutete auf ein Arbeitsboot etwa drei Meilen im Osten.

»Sie fangen die armen Tiere in Fallen?«

Kelly lachte. »Pam, denk an den Speck zum Frühstück. Das Schwein hat doch nicht Selbstmord begangen, oder?«

Sie warf ihm einen verschmitzten Blick zu. »Natürlich nicht.«

»Reg dich nicht zu sehr auf. Ein Krebs ist nur eine große Meeresspinne, auch wenn er gut schmeckt.«

Kelly wechselte den Kurs auf Steuerbord, um einer roten Spitzboje auszuweichen.

»Kommt mir trotzdem irgendwie grausam vor.«

»So ist das Leben«, sagte Kelly zu schnell und bedauerte es sofort.

Pams Antwort kam ebenso von Herzen: »Ja, ich weiß.«

Kelly sah sie nicht an. Ihre Antwort war voller Gefühl gewesen, eine Erinnerung an ihn, daß auch sie ihre Dämonen hatte. Aber der Augenblick ging schnell vorüber. Sie lehnte sich in dem breiten Kommandositz zurück, schmiegte sich an ihn und brachte alles wieder ins Lot. Ein letztes Mal warnten Kelly seine Sinne, daß da irgend etwas überhaupt nicht in Ordnung war. Aber hier draußen gab es doch keine Dämonen, oder?

»Geh lieber nach unten.«

»Warum?«

»Die Sonne wird heute ganz schön heiß werden. Im Medizinschrank findest du eine Creme. Ab mit dir! Hol dir das Zeug und schmier dich gut damit ein, sonst siehst du vor Mittag wie eine frischgebackene Fritte aus.«

Pam verzog das Gesicht. »Ich müßte mich auch duschen. Geht das in Ordnung?«

»Gute Idee«, antwortete Kelly, ohne aufzusehen. »Besser, wenn du die Fische nicht verscheuchst.«

»Du!« Sie kniff ihn in den Arm und verschwand nach unten.

»Verschwunden, ganz einfach verschwunden«, grollte Oreza. Er stand über einen Kartentisch in der Küstenwachstation am Thomas Point gebeugt.

»Wir hätten Luftunterstützung anfordern sollen, Hubschrauber oder dergleichen«, bemerkte der Zivilist.

»Hätte nichts gebracht, nicht letzte Nacht. Zum Teufel, die Möwen haben diesen Wind doch auch ausgehalten.«

»Aber wo kann er hin sein?«

»Bin ich überfragt, vielleicht hat der Sturm ihm das Boot unterm Arsch versenkt.« Oreza starrte finster auf die Karte. »Sie haben gesagt, er wäre nach Norden gefahren. Wir haben alle diese Häfen hier abgesucht, und Max hat sich die West-

küste vorgenommen. Sind Sie sicher, die Beschreibung des Boots stimmt?«

»Sicher? Zum Teufel, wir haben alles für ihn getan, außer ihm das Boot zu kaufen!« Der Zivilist war so leicht reizbar, wie es sich nur durch 28 Stunden mit Koffein aufgeputschten Wachbleibens erklären läßt. Zu allem Übel war er auf dem Patrouillenboot auch noch seekrank geworden, sehr zum Vergnügen der festen Crew. Sein Magen fühlte sich an, als wäre er mit Stahlwolle ausgekleidet. »Vielleicht ist es gesunken«, schloß er barsch, glaubte es aber keinen Augenblick lang.

»Würde das Ihr Problem nicht lösen?« Orezas Versuch, das Ganze leichtzunehmen, trug ihm ein Knurren ein, und der Quartermaster Erster Klasse Manuel Oreza fing einen warnenden Blick des Stationskommandanten auf, eines grauhaarigen Deckoffiziers namens Paul English.

»Wissen Sie«, sagte der Mann erschöpft, »ich glaube, daß dieses Problem nicht mehr zu lösen sein wird, aber es ist mein Job, es zu versuchen.«

»Sir, wir alle haben eine lange Nacht hinter uns. Meine Crew ist völlig am Ende, und wenn Sie nicht einen wirklich guten Grund haben, aufzubleiben, empfehle ich Ihnen, sich eine Koje zu suchen und sich aufs Ohr zu legen, Sir.«

Der Zivilist sah mit müdem Lächeln auf, um seine früheren Worte wiedergutzumachen. »Oreza, so schlau wie Sie sind, sollten Sie Offizier sein.«

»Wenn ich so schlau bin, wie kommt es dann, daß wir unseren Freund letzte Nacht verpaßt haben?«

»Und der Kerl, den wir in der Dämmerung gesehen haben?«

»Kelly? Ehemaliger Chief der Marine, verlässlicher Bursche.«

»Ein bißchen jung für einen Chief, nicht?« fragte English, der ein nicht besonders gutes Foto betrachtete, das im Licht des Scheinwerfers aufgenommen worden war. Er war neu auf der Station.

»Das kam zusammen mit einem Ehrenkreuz der Marine«, erklärte Oreza.

Der Zivilist blickte auf. »Sie meinen also nicht ...«

»Nie im Leben eine Chance.«

Der Zivilist schüttelte den Kopf. Er zögerte einen Augenblick, dann machte er sich auf den Weg zu den Kojen. Sie würden vor Sonnenuntergang wieder rausfahren, und er brauchte die Ruhepause.

»Also wie war's?« fragte English, als der Mann das Zimmer verlassen hatte.

»Dieser Bursche hat 'ne Menge Zeug am Hals, Captain.« Als Stationskommandant war English zu diesem Titel berechtigt, noch dazu, weil er Portagee sein Boot ganz auf seine Art befehligen ließ. »Der schläft todsicher nicht viel.«

»Er wird eine Weile bei uns sein, hin und wieder, und ich möchte, daß Sie das in die Hand nehmen.«

Oreza tippte mit einem Bleistift auf die Karte. »Ich bleibe dabei, das wäre ein ausgezeichnete Beobachtungsposten, und ich weiß, daß wir dem Burschen vertrauen können.«

»Der Mann sagt nein.«

»Der Mann ist kein Seemann, Mr. English. Mir macht's nichts aus, wenn der Bursche mir sagt, was ich tun soll, aber er weiß nicht genug, daß er mir sagen kann, wie ich's machen soll.« Oreza umkringelte den Punkt auf der Karte.

»Das gefällt mir nicht.«

»Ist auch gar nicht nötig«, sagte der größere Mann. Er klappte sein Taschenmesser aus und schlitzte das dicke Papier auf. Zum Vorschein kam eine Plastiktüte mit weißem Pulver. »Ein paar Stunden Arbeit bringen uns dreihunderttausend. Ist da dran was faul, oder hab ich was nicht mitgekriegt?«

»Und das ist erst der Anfang«, sagte der dritte Mann.

»Was machen wir mit dem Boot?« fragte der Mann mit den Skrupeln.

Der Große sah von seiner Arbeit auf. »Bist du das Segel losgeworden?«

»Ja.«

»Na ja, wir können das Boot verstecken ... aber es ist vielleicht schlauer, es zu versenken. Ja, das werden wir machen.«

»Und Angelo?« Alle drei sahen dorthin, wo der Mann lag. Er war noch bewußtlos und blutete.

»Schätze, den versenken wir auch«, bemerkte der Große ohne große Gefühlsregung. »Genau hier wär's gut.«

»Vielleicht zwei Wochen, dann wird nichts mehr von ihm übrig sein. Ein Haufen Biester hier draußen.« Der dritte zeigte auf die marschige Gezeitenzone.

»Seht ihr, wie einfach es ist? Kein Boot, kein Angelo, kein Risiko; und dreihunderttausend Mäuse. Also, was erwartest du noch, Eddie?«

»Seine Freunde werden es trotzdem nicht toll finden.« Der Kommentar erfolgte mehr aus einer Oppositionshaltung heraus als aus moralischer Überzeugung.

»Was für Freunde?« fragte Tony, ohne aufzublicken. »Er hat uns doch verpiffen. Wie viele Freunde hat so eine miese Ratte?«

Eddie beugte sich der Logik der Situation und ging zu dem bewußtlosen Angelo hinüber. Aus den vielen Abschürfungen rann noch immer Blut, und die Brust bewegte sich langsam, da er kaum zu Atem kam. Es war Zeit, dem ein Ende zu machen. Eddie war es schon klar, er hatte nur versucht, das Unvermeidliche hinauszuschieben. Er zog eine kleine .22er Automatik aus der Tasche, setzte sie an Angelos Hinterkopf und drückte einmal ab. Der Körper zuckte, dann erschlaffte er. Eddie legte die Pistole beiseite und zog die Leiche nach draußen. Die wichtigen Arbeiten überließ er Henry und seinem Freund. Sie hatten ein Angelnetz mitgebracht, das er um die Leiche wickelte, bevor er sie vom Heck ihres kleinen Motorboots ins Wasser gleiten ließ. Vorsorglich sah Eddie sich um, aber hier bestand keine große Gefahr, daß sich irgendwelche Eindringlinge blicken lassen würden. Er dampfte davon, bis er eine günstige Stelle ein paar hundert Meter weiter fand, stoppte dann die Fahrt und hob ein paar Zementblöcke aus dem treibenden Boot, die er an das Netz band. Sechs reichten aus, um Angelo die etwa zweieinhalb Meter auf den Grund zu versenken. Das Wasser war hier ziemlich klar, was Eddie etwas beunruhigte, bis er all die Krebse sah. In weniger als zwei Wochen würde von Angelo nichts mehr übrigbleiben. Es war ein großer Fortschritt gegenüber der Art, wie sie solche Geschäfte üblicherweise erledigten, etwas, das er sich für die Zukunft merken sollte.

Das kleine Segelboot loszuwerden, würde nicht ganz so einfach sein. Er würde eine tiefere Stelle finden müssen, aber er hatte den ganzen Tag Zeit, sich darüber Gedanken zu machen.

Kelly änderte den Kurs auf Steuerbord, um einer Schar Sportboote auszuweichen. Die Insel war jetzt etwa fünf Meilen voraus in Sicht. Sie machte nicht viel her, nur ein kleiner Buckel am Horizont, nicht einmal mit einem Baum, aber sie gehörte ihm und war so abgeschieden, wie es sich ein Mann nur wünschen konnte. So ziemlich der einzige Nachteil war der schlechte Fernsehempfang.

Battery Island hatte eine lange und unauffällige Geschichte. Ihr derzeitiger Name, eher ironisch als zutreffend, stammte aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert, als einige kühne Bürgerwehrlere beschlossen hatten, hier an einer Engstelle in der Chesapeake Bay eine kleine Geschützatterie gegen die Briten aufzustellen, die auf Washington, D.C., zusegeln, um die neue Nation für ihre Vermessenheit zu bestrafen, die Macht der stärksten Marine der Welt herauszufordern. Ein britischer Bataillonskommandant hatte ein paar harmlose Rauchwölkchen auf dieser Insel entdeckt und wohl eher zum Spaß als aus Böswilligkeit ein Schiff in Schußweite gebracht und dann ein paar Salven aus den Kanonen vom Unterdeck abgefeuert. Die Bürgerwehrsoldaten der Batterie hatten keine weitere Aufforderung gebraucht, um zu ihren Booten zu rennen und eiligst aufs Festland überzusetzen. Kurz darauf war ein Landungstrupp mit Teerjacken und ein paar königlichen Marinesoldaten in einer Pinne an die Küste gerudert, um Nägel in die Zündlöcher zu treiben, was als »Kanonen spicken« bezeichnet wurde. Nach dieser kurzen Ablenkung waren die Briten in aller Gemütsruhe den Patuxent River hinaufgesegelt, von wo aus ihre Armee nach Washington vorgerückt war, wo sie Dolly Madison zur Evakuierung des Weißen Hauses gezwungen hatten. Der britische Feldzug war danach auf Baltimore zumarschiert, wo die Sache dann ein ganz und gar anderes Ende genommen hatte.

Battery Island, ein eher lästiger föderaler Besitz, wurde zu

einer peinlichen Fußnote in einem einzigartig sinnlosen Krieg. Ohne auch nur einen Verwalter, der die Erdbefestigungen gepflegt hätte, wucherte die Insel zu, und dabei war es fast einhundert Jahre lang geblieben.

1917 kam Nordamerikas erster echter internationaler Krieg, und die US-Marine, die sich plötzlich von U-Booten bedroht sah, brauchte einen abgelegenen Ort, um ihre Geschütze zu testen. Dafür schien Battery Island ideal, nur ein paar Dampferstunden von Norfolk entfernt, und so hatten einige Monate lang im Herbst jenes Jahres 12- und 14-Zoll-Schlachtschiffgeschütze gekracht und gedonnert, bis sie schließlich fast ein Drittel der Insel unter den mittleren Ebbebestand versenkt hatten, sehr zur Verärgerung der Zugvögel, die schon vor langer Zeit erkannt hatten, daß hier nie Jäger auf sie schossen. Das einzige, was sonst noch passierte, war die Versenkung von über hundert Frachtschiffen aus dem Ersten Weltkrieg ein paar Meilen südlich, die bald auch von Unkraut überwuchert wurden und rasch selbst das Aussehen von Inseln annahmen.

Ein neuer Krieg und neue Waffen hatten das verschlafene Eiland wieder zum Leben erweckt. Der nahegelegene Marinefliegerhorst brauchte einen Platz, wo die Piloten Waffen testen konnten. Da traf es sich gut, daß Battery Island und die versenkten Schiffe aus dem Ersten Weltkrieg hier zusammenlagen; das Gebiet eignete sich ideal als Bombenabwurf-gelände. Also baute man drei wichtige Beobachtungsbunker aus Beton, von denen aus Offiziere TBFs und SB2C-Bomber beobachten konnten, wie sie Ziele ins Visier nahmen, die wie schiffsförmige Inseln aussahen – wobei sie etliche in die Luft jagten, bis eine Bombe gerade so lange im Schacht hängen-blieb, daß sie statt dessen einen der Bunker vernichtete. Glücklicherweise hatte sich dort gerade niemand aufgehalten. Das Gelände des zerstörten Bunkers war ordnungsgemäß geräumt worden, und die Insel wurde zu einer Rettungsstation umgewandelt, von der aus die Luftnotrettung nach einem Flugzeugabsturz mit einem Boot auslaufen konnte. Das hatte den Bau eines Betonkais, eines Bootshauses und die Renovierung der zwei übrigen Bunker erforderlich gemacht. Insgesamt hatte die Insel der örtlichen Wirt-

schaft, wenn nicht dem Staatsetat, gut gedient, bis das Aufkommen von Hubschraubern die Rettungsboote überflüssig gemacht hatte und die Insel zum überschüssigen Marinebestand erklärt worden war. Und so blieb sie eine von niemandem beachtete Position in einem Verzeichnis ungewollten Staatsbesitzes, bis Kelly die Pacht dafür bekommen hatte.

Pam lag während der Anfahrt ausgestreckt auf ihrem Handtuch und ließ sich unter einer dicken Cremeschicht die Sonne auf den Bauch scheinen. Sie hatte keinen Badeanzug, deshalb trug sie nur BH und Höschen. Kelly störte das nicht, wenn er sich auch durch die unschickliche Aufmachung leicht irritiert fühlte, aber dafür konnte er keinen Grund angeben, der einer logischen Analyse standgehalten hätte. Und außerdem mußte er jetzt erst mal sein Boot steuern. Eine weitere Betrachtung ihres Körpers hatte noch Zeit, sagte er sich etwa jede Minute, wenn seine Augen sich wieder zu ihr verirrt hatten, um sich zu vergewissern, daß sie noch da war.

Er machte einen weiten Rechtsbogen, um einer großen Sportjacht auszuweichen. Wiederum warf er einen Blick auf Pam. Sie hatte die Träger ihres BHs von den Schultern gestreift, um sich nahtloser zu bräunen. Kelly gefiel das.

Der Klang verblüffte beide: ein kurzes, schnelles Tuten der Signalhörner des Sportbootes. Kelly sah sich überall um, dann konzentrierte er sich auf das Boot, das zweihundert Meter backbord lag. Es war das einzige, das in Betracht kam, und schien auch die Lärmquelle zu sein. Von der Kommandobrücke winkte ihm ein Mann zu. Kelly drehte auf Backbord, um näher heranzukommen. Geschickt drehte er bei. Wer dieser Bursche auch war, er hatte keine Erfahrung im Umgang mit Booten, und als Kelly die *Springer* knapp zehn Meter entfernt zum Halten gebracht hatte, behielt er die Hand auf den Reglern.

»Was gibt's?« rief er durch das Megaphon.

»Haben unsere Schiffsschrauben verloren!« brüllte ein dunkelhäutiger Mann zurück. »Was machen wir da?«

Rudern, hätte Kelly beinahe erwidert, aber das war nicht sehr freundlich. Er brachte sein Boot näher heran, um die Lage abzuschätzen. Es war ein mittelgroßes Sportfischerboot, eine ziemlich neue Hatteras. Der Mann auf der Brücke

war etwa 1,90 groß, in den Fünfzigern und hatte nichts am Oberkörper außer einem dunklen Haarpelz. Es war auch noch eine Frau zu sehen, die ebenfalls ziemlich niedergeschlagen wirkte.

»Überhaupt keine Schrauben?« fragte Kelly, als sie näher dran waren.

»Ich glaube, wir sind auf eine Sandbank gelaufen«, erklärte der Mann. »Etwa eine halbe Meile dort drüben.« Er wies auf eine Fläche, die Kelly umschiffte hatte.

»Da drüben ist allerdings eine. Ich kann Sie ins Schlepptau nehmen, wenn Sie wollen. Haben Sie ein Tau, das das aushält?«

»Ja!« erwiderte der Mann augenblicklich. Er ging nach vorn zu dem Kasten mit den Leinen. Die Frau an Bord sah weiterhin verlegen aus.

Kelly manövrierte sich ein Stück weg und betrachtete den anderen »Kapitän«, den er nur in Gedanken und dazu ironisch so bezeichnen mochte. Der konnte nicht mal Karten lesen; wußte nicht, wie man ein anderes Boot auf sich aufmerksam machte; der hatte nicht einmal eine Ahnung, wie er die Küstenwache rufen sollte. Immerhin hatte er es fertiggebracht, sich eine Hatteras zu kaufen, was für seinen Sachverstand sprach, aber dann dachte Kelly bei sich, daß das wohl eher auf die Gerissenheit des Verkäufers zurückzuführen war. Aber dann überraschte der Mann Kelly doch. Er ging geschickt mit seinen Leinen um und wies die *Springer* ein.

Kelly bugsierte das Heck nah heran, dann ging er nach achtern aufs Brunnendeck, um das Schlepptau in Empfang zu nehmen, das er an der großen Klampe der Querversteifung befestigte. Pam hatte sich aufgesetzt und sah nun zu.

Kelly eilte zur Brücke zurück und gab dem Schaltknüppel nur einen kleinen Ruck.

»Gehen Sie an Ihren Funk«, sagte er dem Besitzer der Hatteras. »Lassen Sie Ihr Ruder mittschiffs, bis ich was anderes sage. Okay?«

»Kapiert.«

»Hoffentlich«, flüsterte Kelly, während er die Motorhebel gerade so weit drückte, bis das Schlepptau sich spannte.

»Was ist mit ihm passiert?« fragte Pam.

»Die Leute vergessen immer, daß unter dem Wasser Grund ist. Wenn du hart genug dranstößt, bricht eben was.« Er hielt kurz inne. »Du solltest vielleicht ein bißchen mehr anziehen.«

Pam kicherte und ging nach unten. Kelly erhöhte behutsam die Fahrt auf vier Knoten, bevor er sich nach Süden drehte. Es war nicht das erste Mal, daß er all dies durchexerzierte, und deshalb grummelte er vor sich hin, wenn er es nun auch nur noch einmal machen müßte, würde er sich einen extra Briefkopf für die Rechnungen drucken lassen.

Kelly brachte mit Rücksicht auf das Boot im Schlepptau die *Springer* sehr langsam längsseits des Kais. Er hastete von der Brücke, um seine Fender zu plazieren, sprang dann an Land, um erst sein Boot anzudocken, bevor er auf die Hatteras zuging. Der Besitzer hielt seine Vertäuungsleinen schon bereit und warf sie Kelly auf dem Kai zu, während er seine Fender anbrachte. Das Boot die paar Meter heranzuziehen, war eine gute Gelegenheit für Kelly, Pam seine Muskeln zu zeigen. Es dauerte nur fünf Minuten, bis die Hatteras hübsch vertäut war, dann machte Kelly mit der *Springer* das gleiche.

»Gehört das hier Ihnen?«

»Aber gewiß doch«, erwiderte Kelly. »Willkommen auf meiner Sandbank.«

»Sam Rosen«, sagte der Mann, während er Kelly die Hand hinstreckte. Er hatte sich ein Hemd angezogen, und obwohl er einen kräftigen Händedruck hatte, bemerkte Kelly, daß seine Hände sehr zart waren, geradezu zierlich.

»John Kelly.«

»Meine Frau Sarah.«

Kelly lachte. »Sie müssen die Navigatorin sein.«

Sarah war klein, übergewichtig, und der Ausdruck ihrer braunen Augen schwankte zwischen Belustigung und Verlegenheit. »Irgend jemand muß Ihnen ja danke sagen für Ihre Hilfe«, bemerkte sie mit New Yorker Akzent.

»Reine Seemannspflicht, Madam. Was ist schiefgelaufen?«

»Die Karte zeigt zwei Meter an, wo wir aufgelaufen sind. Das Boot hat aber nur einen Meter fünfzig! Und Ebbe war vor fünf Stunden!« schnaubte die Dame. Sie war nicht böse

auf Kelly, aber er war das nächstgelegene Ziel, und ihrem Mann hatte sie schon die Meinung gesagt.

»Eine Sandbank, hat sich durch die Stürme im letzten Winter aufgebaut, aber meine Karte zeigt weniger an. Außerdem ist es weicher Grund.«

In diesem Moment gesellte sich Pam zu ihnen. Sie trug Kleider, die fast schon respektabel zu nennen waren. Kelly fiel ein, daß er ihren Nachnamen nicht kannte.

»Hi, ich bin Pam.«

»Wollen Sie sich nicht ein bißchen auffrischen? Wir haben den ganzen Tag, um uns um das Problem zu kümmern.« Dem stimmten alle zu, und Kelly führte sie zu seinem Heim.

»Was zum Teufel ist das denn?« fragte Sam Rosen. »Das« war einer der Bunker, die 1943 gebaut worden waren, 700 Quadratmeter, mit einem ein Meter dicken Dach. Das gesamte Gebäude bestand aus armiertem Beton und war fast so massiv, wie es aussah. Ein zweiter, kleinerer Bunker befand sich dicht daneben.

»Das hier gehörte früher der Navy«, erklärte Kelly, »aber ich hab's jetzt gepachtet.«

»Die haben ein schönes Dock für Sie gebaut«, bemerkte Rosen.

»Gar nicht so übel«, stimmte Kelly zu. »Darf ich fragen, was Sie von Beruf sind?«

»Chirurg«, erwiderte Rosen.

»Ach, ja?« Deshalb die zarten Hände.

»Professor für Chirurgie«, verbesserte Sarah. »Aber ein Boot steuern kann er ums Verrecken nicht!«

»Die gottverdammten Karten waren alt!« grollte der Professor, als Kelly sie auf die Insel führte. »Hast du das nicht gehört?«

»Hören Sie, das ist jetzt Vergangenheit. Besprechen wir das doch in aller Ruhe bei einem Bier und was zu essen.« Kelly war selbst überrascht, als er diese Worte aussprach. In dem Augenblick vernahm er ein scharfes Peng von irgendwoher aus dem Süden. Es war erstaunlich, wie weit der Schall über das Wasser hergetragen wurde.

»Was war das?« Sam Rosen hatte auch scharfe Ohren.

»Wahrscheinlich irgendein Bursche, der mit einer .22er eine Bisamratte erledigt hat«, vermutete Kelly. »Es ist ansonsten eine ruhige Gegend. Nur im Herbst kann es in der Morgendämmerung etwas laut werden – Enten und Gänse.«

»Ich sehe hier Schießvorrichtungen. Jagen Sie?«

»Nicht mehr«, erwiderte Kelly.

Rosens Blick zeigte, daß er verstanden hatte, und Kelly beschloß, sein Urteil über den Professor ein zweites Mal zu revidieren.

»Wie lange?«

»Lange genug. Woher wissen Sie?«

»Gleich nach meiner Assistenzzeit bin ich nach Iwo und Okinawa gekommen. Lazarettsschiff.«

»Aha. Kleine Kamikazeeinlage, was?«

Rosen nickte. »Ja, war ein Mordsspaß. Worauf waren Sie?«

»Gewöhnlich auf dem Bauch«, antwortete Kelly grinsend.

»UDT? Sie sehen wie ein Froschmann aus«, sagte Rosen.

»Von denen habe ich einige zusammengeflickt.«

»So ziemlich das gleiche, aber langweiliger.« Kelly drehte am Zahlenschloß und zog die schwere Stahltür auf.

Das Bunkerinnere überraschte die Besucher. Als Kelly das Gebäude übernommen hatte, war es durch feste Betonwände in drei große, kahle Räume aufgeteilt gewesen, aber nun sah es beinahe wie ein Haus aus, mit Tapeten und Teppichen. Sogar die Decke war getüncht. Die engen Sehschlitze waren das einzige, was noch von der früheren Bestimmung zeugte. Mobiliar und Teppiche zeigten den Einfluß von Patricia, doch die nur sehr oberflächliche Ordnung ließ erkennen, daß hier jetzt nur noch ein Mann lebte. Alles war sauber und aufgeräumt, aber eben nicht so, wie eine Frau es hinterlassen würde. Die Rosens bemerkten auch, daß es der Herr des Hauses war, der sie zur »Kombüse« führte und die Sachen aus dem altmodischen Kühlschrank holte, während Pam staunend umherlief.

»Nett und kühl«, bemerkte Sarah. »Aber im Winter feucht, kann ich mir vorstellen.«

»Nicht so schlimm, wie Sie glauben.« Kelly deutete auf die Radiatoren im Zimmer. »Dampfheizung. Dieses Gebäude ist nach Regierungsvorschrift erbaut worden; gut und teuer.«

»Wie sind Sie an so eine Wohnung gekommen?« fragte Sam.

»Ein Freund hat mir dabei geholfen, den Pachtvertrag zu bekommen. Überschüssiger Regierungsbestand.«

»Das muß aber ein besonderer Freund sein«, sagte Sarah, die den eingebauten Kühlschrank bewunderte.

»Ja, das ist er.«

Vizeadmiral Winslow Holland Maxwell, U.S. Navy, hatte sein Büro im E-Ring des Pentagons. Da es an der Außenseite lag, bot es ihm eine gute Sicht auf Washington – und auf die Demonstranten, bemerkte er erzürnt. *Baby killer!* hieß es auf einem Spruchband. Sogar eine nordvietnamesische Fahne war zu sehen. Der Sprechgesang an diesem Samstagmorgen wurde durch das dicke Fensterglas verzerrt. Er konnte das Skandieren hören, aber nicht die Worte, und der ehemalige Kampfpilot wußte nicht, was ihn mehr aufbrachte.

»Das ist nicht gut für dich, Dutch.«

»Weiß ich selber!« grollte Maxwell.

»Die Freiheit, daß sie das tun dürfen, die verteidigen wir unter anderem auch«, gab Konteradmiral Casimir Podulski zu bedenken, obwohl er eigentlich nicht hundertprozentig hinter seinen Worten stand. Es war einfach ein bißchen zuviel. Sein Sohn war über Haiphong in einem A-4-Kampfflüger gestorben. Weil die Eltern des jungen Fliegers prominent waren, hatte dieser Vorfall sogar Schlagzeilen gemacht. In der darauffolgenden Woche waren ganze elf anonyme Anrufe eingegangen; einige Leute hatten nur gelacht, andere hatten seine gepeinigete Frau gefragt, wohin die Knochen verschifft werden sollten. »Das sind doch alles nette, friedfertige, empfindsame junge Leute.«

»Und warum bist du in so guter Stimmung, Cas?«

»Das hier geht unter Verschuß, Dutch.« Podulski händigte ihm einen schweren Ordner aus. Dessen Ecken waren mit einem rot-weiß-gestreiften Band eingefast, und er trug den Codenamen BOXWOOD GREEN.

»Dann dürfen wir also damit spielen?« Das war eine faustdicke Überraschung.

»Ich habe bis halb vier in der Nacht dafür gebraucht, aber

es sieht ganz so aus. Allerdings nur ein paar von uns. Wir haben die Genehmigung zu einer vollständigen Machbarkeitsstudie.« Admiral Podulski machte es sich in einem tiefen Ledersessel bequem und zündete sich eine Zigarette an. Sein Gesicht war seit dem Tod seines Sohnes schmaler geworden, doch die kristallblauen Augen leuchteten so intensiv wie eh und je.

»Dann lassen sie tatsächlich uns die Planung machen?« Maxwell und Podulski hatten seit etlichen Monaten auf dieses Ziel hingearbeitet, aber nie wirklich erwartet, daß sie das Projekt verfolgen dürften.

»Wer würde uns je verdächtigen?« fragte der gebürtige Pole mit einem ironischen Blick. »Sie wollen, daß wir es aus den Büchern raushalten.«

»Macht Jim Greer auch mit?« wollte Dutch wissen.

»Der beste Abwehrmann, den ich kenne, außer du hast noch irgendwo einen in der Hinterhand.«

»Er hat gerade beim CIA angefangen, hörte ich letzte Woche«, warnte Maxwell.

»Gut. Wir brauchen einen fähigen Spion, und er trägt immer noch Uniform, soviel ich weiß.«

»Wir werden uns damit einen Haufen Feinde machen.«

Podulski deutete auf das Fenster und die Demonstranten. Er hatte sich seit 1944, als er auf der USS Essex gewesen war, nicht besonders verändert. »Wenn ich mir diese Meute nur hundert Meter von uns entfernt ansehe, was machen da ein paar mehr schon aus?«

»Wie lange haben Sie das Boot schon?« fragte Kelly beim zweiten Bier. Das Essen war bescheiden, kalter Braten mit Brot und dazu Flaschenbier.

»Wir haben es letzten Oktober gekauft, aber wir fahren erst zwei Monate damit«, gab der Arzt zu. »Aber ich habe einen Crashkurs belegt und in meiner Klasse am besten abgeschnitten.« Kelly dachte sich, daß Rosen wohl zu der Sorte von Leuten gehörte, die fast überall als Bester abschnitten.

»Sie können ganz hübsch mit den Leinen umgehen«, bemerkte er, hauptsächlich, um den Mann aufzumuntern.

»Chirurgen können auch recht gut mit Knoten umgehen.«

»Sind Sie auch Medizinerin, Madam?« wollte Kelly von Sarah wissen.

»Pharmakologin. Ich lehre auch an der Hopkins-Universität.«

»Wie lange leben Sie und Ihre Frau schon hier?« fragte Sam, was zu einer etwas peinlichen Gesprächspause führte.

»Oh, wir haben uns gerade kennengelernt«, verkündete Pam geradeheraus. Kelly war freilich am peinlichsten berührt. Die beiden Mediziner nahmen die Aussage ganz ungerührt hin, aber Kelly befürchtete, daß sie ihn für einen Mann halten könnten, der junge Mädchen verführte. Dieser Gedanke schien in seinem Schädel immer im Kreis zu rasen, bis er merkte, daß niemand sonst sich weiter dabei aufzuhalten schien.

»Schauen wir uns mal die Schraube an.« Kelly stand auf.
»Kommen Sie.«

Rosen folgte ihm nach draußen, wo es schon langsam heiß wurde. Es war das beste, die Angelegenheit schnell zu erledigen. Im zweiten Bunker auf der Insel war Kellys Werkstatt untergebracht. Er suchte sich einige Schraubenschlüssel zusammen und schob einen tragbaren Kompressor auf die Tür zu.

Zwei Minuten später hatte Kelly ihn auch schon neben die Hatteras des Arztes geschafft, und schnallte sich den Bleigürtel um die Hüfte.

»Muß ich irgendwas tun?« fragte Rosen.

Kelly schüttelte den Kopf und zog dann sein Hemd aus.
»Eigentlich nicht. Wenn der Kompressor den Geist aufgibt, merke ich das schnell genug, und ich werde ja nur in etwa zwei Meter Tiefe sein.«

»Das habe ich noch nie gemacht.« Rosen sah mit Medizinerblick auf Kellys Oberkörper, wo er drei verschiedene Narben entdeckte, die ein wirklich guter Chirurg mit einigem Geschick hätte verschwinden lassen können. Dann erinnerte er sich, daß ein Feldarzt nicht immer die Zeit für kosmetische Chirurgie hatte.

»Ich schon, da und dort«, sagte ihm Kelly auf dem Weg zur Leiter.

»Das glaube ich«, sagte Rosen für den anderen unhörbar.

Vier Minuten später (nach Rosens Uhr), kletterte Kelly schon wieder die Leiter hoch.

»Problem gefunden.« Er stellte die Überreste beider Propeller auf das Betondock.

»Mein Gott! Auf was sind wir gestoßen?«

Kelly setzte sich kurz hin, um die Gewichte abzuschmalen. Er mußte sich zusammenreißen, um nicht zu lachen.

»Wasser, Doc, bloß Wasser.«

»Was?«

»Haben Sie das Boot vor dem Kauf untersuchen lassen?«

»Sicher, das hat die Versicherung verlangt. Ich habe den besten Kerl geholt, den es hier gibt. Er hat hundert Piepen verlangt.«

»Ach ja? Welche Mängel hat er denn angezeigt?« Kelly stand wieder auf und schaltete den Kompressor ab.

»Praktisch keine. Er hat gesagt, es wäre etwas mit dem Tank nicht in Ordnung, und ich habe ihn prüfen lassen, aber er war in Ordnung. Ich schätze, bei dem Geld hat er was angeben müssen, stimmt's?«

»Tank?«

»Das hat er mir am Telefon gesagt. Ich habe den schriftlichen Bericht irgendwo, aber die Information hat er mir durchtelefoniert.«

»Zink«, sagte Kelly lachend. »Nicht Tank.«

»Was?« Rosen ärgerte sich, daß er den Witz nicht mitbekam.

»Was Ihre Propeller zerstört hat, war Elektrolyse. Galvanische Reaktion. Das kommt daher, daß im Salzwasser mehr als eine Art von Metallen vorkommt; das korrodiert das Metall. Die Sandbank hat sie nur weggeschnippt. Sie waren schon kaputt. Hat man Ihnen bei Ihrem Kursus denn nichts darüber beigebracht?«

»Na ja, schon, aber ...«

»Aber – da haben Sie gerade was gelernt, Doktor Rosen.« Kelly hielt die Überreste der Schrauben hoch. Das Metall hatte die bröselige Konsistenz eines Kekses. »Das ist einmal Bronze gewesen.«

»Verdammt!« Der Chirurg nahm die Teile in die Hand und klaubte ein waffelartiges Bruchstück ab.

»Der Prüfer hat gemeint, Sie sollten die Zinkanoden an der Verstrebung austauschen. Die dienen dazu, die galvanische Energie zu absorbieren. Sie müssen alle paar Jahre ersetzt werden, und das schützt quasi ganz von allein die Schrauben und Ruder. Ich kenn mich mit dem wissenschaftlichen Kram nicht ganz aus, aber ich weiß, wie es wirkt. Ihr Ruder muß auch ausgewechselt werden, aber das ist nicht ganz so dringlich. Was Sie aber todsicher brauchen, sind zwei neue Schrauben.«

Rosen blickte aufs Wasser hinaus und fluchte. »Idiot.«

Kelly erlaubte sich ein mitfühlendes Lachen. »Doc, wenn das der größte Fehler ist, den Sie dieses Jahr machen, können Sie sich glücklich schätzen.«

»Also, was mache ich jetzt?«

»Ich werde telefonisch ein Paar Schrauben für Sie bestellen. Da rufe ich jemanden drüben in Solomons an, den ich gut kenne, und der wird sie dann herbringen lassen, vielleicht morgen.« Kelly winkte ab. »Ist doch halb so schlimm, oder? Ich möchte auch mal einen Blick auf Ihre Karten werfen.«

Und richtig, als er ihr Erscheinungsdatum prüfte, stellte sich heraus, daß sie schon fünf Jahre alt waren.

»Sie brauchen jedes Jahr neue, Doc.«

»Verdammt!« sagte Rosen.

»Nützlicher Hinweis?« fragte Kelly mit einem weiteren Lächeln. »Nehmen Sie es nicht so ernst. Die beste Art, etwas zu lernen. Es tut ein bißchen weh, aber nicht sehr. Sie lernen was draus und kommen dadurch weiter.«

Der Arzt entspannte sich endlich, gestattete sich sogar ein Lächeln. »Ich schätze, Sie haben recht, aber Sarah wird mir das nie verzeihen.«

»Schieben Sie die Schuld auf die Karten«, schlug Kelly vor.

»Werden Sie mir Rückendeckung geben?«

Kelly grinste. »In solchen Zeiten müssen Männer zusammenhalten.«

»Ich glaube, ich fange an, Sie zu mögen, Mr. Kelly.«

»Wo ist sie, verdammt noch mal?« wollte Billy wissen.

»Wie zum Teufel soll ich das wissen?« erwiderte Rick, genauso wütend – und voller Angst, was Henry sagen würde,

wenn er zurückkam. Beide sahen jetzt zu der Frau hinüber, die sich mit ihnen im Raum befand.

»Du bist doch ihre Freundin«, sagte Billy.

Doris zitterte bereits und wünschte, sie könnte aus dem Zimmer rennen, aber das würde sie auch nicht in Sicherheit bringen. Ihre Hände flatterten, als Billy die drei Schritte auf sie zukam, und sie zuckte zusammen, versuchte aber gar nicht erst, dem Schlag auszuweichen, der sie zu Boden warf.

»Schlampe. Du sagst mir auf der Stelle, was du weißt!«

»Ich weiß gar nichts!« kreischte sie ihn an, während sie die brennende Stelle in ihrem Gesicht befühlte, wo sie geschlagen worden war. Sie sah mitleidheischend zu Rick hinüber, in dessen Gesicht sich aber nicht die geringste Regung zeigte.

»Du weißt doch was – also sag's mir lieber gleich jetzt«, meinte Billy. Er bückte sich, um ihre Shorts aufzuknöpfen, dann zog er den Gürtel aus seiner Hose. »Bring die anderen her«, befahl er Rick.

Doris erhob sich, ohne auf den Befehl zu warten. Sie war von der Taille abwärts nackt und weinte leise, während ihr Körper schon im voraus vor den Schmerzen erbebt, die bald kommen würden. Sie fürchtete sich sogar davor, sich zu ducken, denn sie wußte ja, daß sie nicht fliehen konnte. Sie war nirgends sicher. Die anderen Mädchen kamen langsam herein, sahen aber nicht in ihre Richtung. Sie hatte gewußt, daß Pam abhauen würde, aber das war alles, und als sie den Gürtel durch die Luft pfeifen hörte, war das einzig Befriedigende für sie, daß sie nichts preisgeben würde, das ihrer Freundin schaden könnte. So durchdringend der Schmerz war, Pam war die Flucht gelungen.

In Gefangenschaft

Nachdem er die ganze Tauchausrüstung in die Werkstatt zurückverfrachtet hatte, schob Kelly einen zweirädrigen Handkarren auf den Kai, um die Lebensmittel zu verladen. Rosen bestand darauf, ihm zu helfen. Seine neuen Schrauben würden am nächsten Tag mit dem Boot ankommen, und der Chirurg schien es ohnehin nicht eilig zu haben, wieder mit seinem Boot hinauszufahren.

»Sie lehren also Chirurgie?« meinte Kelly.

»Schon seit acht Jahren, ja.« Rosen verteilte die Kartons gleichmäßig auf den Handkarren.

»Sie sehen nicht wie ein Chirurg aus.«

Rosen nahm das Kompliment gelassen hin. »Wir sind nicht alle Geiger. Mein Vater war Maurer.«

»Meiner war Feuerwehrmann.« Kelly schob die Lebensmittel auf den Bunker zu.

»Da wir gerade von Chirurgen reden ...« Rosen deutete auf Kellys Brust. »An Ihnen haben sich einige gute versucht. Das da sieht nach was Schlimmem aus.«

Kelly hätte beinahe innegehalten. »Ja, da bin ich wirklich unvorsichtig gewesen. Nicht so schlimm, wie es aussieht; hat die Lunge nur gestreift.«

Rosen brummte. »Ich seh's. Muß Ihr Herz um fast sechs Zentimeter verfehlt haben. Keine große Sache.«

Kelly schaffte die Kartons in die Speisekammer. »Nett, mal mit jemandem zu reden, der was von der Sache versteht, Doc«, bemerkte er, während er innerlich bei der Erinnerung zusammenzuckte, wie das Geschoß ihn herumgewirbelt hatte. »Wie schon gesagt – unvorsichtig.«

»Wie lang sind Sie drüben gewesen?«

»Insgesamt? Vielleicht achtzehn Monate. Hängt davon ab, ob Sie die Zeit im Krankenhaus mitrechnen.«

»Sie haben da ein Ehrenkreuz der Navy an der Wand hängen. Haben Sie das dafür bekommen?«

Kelly schüttelte den Kopf. »Das war etwas anderes. Ich

mußte in den Norden, um jemand rauszuholen, einen A-6-Piloten. Ich wurde nicht verletzt, aber dafür sterbenskrank. Ich hab ein paar Kratzer abbekommen – wissen Sie – von den Dornen und so. Die haben sich dann durch das Flußwasser höllisch entzündet, können Sie sich das vorstellen? Drei Wochen Krankenhaus wegen so was. War schlimmer, als angeschossen zu werden.«

»Nicht gerade ein nettes Plätzchen, oder?« fragte Rosen, als sie die letzte Ladung holten.

»Es heißt, dort gebe es hundert verschiedene Schlangenarten. Neunundneunzig sind giftig.«

»Und die eine?«

Kelly gab dem Arzt einen Karton. »Die frißt deinen Hintern im ganzen.« Er lachte. »Nein, es hat mir dort nicht besonders gefallen. Aber es war mein Job, und ich hab diesen Piloten rausgekriegt, und der Admiral hat mich zum Chief gemacht und mir eine Medaille verschafft. Kommen Sie, ich zeig Ihnen meine Liebste.« Kelly winkte Rosen an Bord. Die Begehung dauerte fünf Minuten. Der Arzt bemerkte all die feinen Unterschiede. Alle Annehmlichkeiten waren vorhanden, aber nichts auf Hochglanz poliert. Der Mann, sah er, dachte rein geschäftsmäßig, und seine Karten waren alle brandneu. Kelly fischte für ihn noch ein Bier aus der Kühlbox und genehmigte sich selbst auch eins.

»Wie war's in Okinawa?« fragte Kelly mit einem Lächeln, während die beiden Männer sich gegenseitig taxierten, jeder offenbar sehr angetan von dem, was er sah.

Rosen zuckte die Schultern und knurrte vielsagend. »Knifflige Angelegenheit. Wir hatten viel zu tun, und die Kamikazes hielten das rote Kreuz auf unserem Schiff offenbar für eine verdammt gute Zielscheibe.«

»Sie haben gearbeitet, während die Sie unter Beschuß genommen haben?«

»Verletzte können nicht warten, Kelly.«

Kelly trank sein Bier aus. »Ich hätte lieber zurückgeschossen. Ich hol noch schnell Pams Sachen, dann können wir uns wieder den Segnungen der Klimaanlage hingeben.« Er ging nach achtern und hob ihren Rucksack auf. Rosen stand bereits auf dem Kai, und Kelly warf ihm den Rucksack zu. Der

Arzt schaute zu spät auf, konnte ihn nicht mehr fangen, und das Gepäckstück landete auf dem Beton. Es fiel einiges heraus, und schon aus zehn Meter Entfernung sah Kelly augenblicklich, was los war, sogar noch bevor der Arzt den Kopf wenden konnte, um ihn anzusehen.

Da lag eine große braune Medizinflasche, aber ohne Etikett. Der Deckel hatte sich gelöst, und ein paar Kapseln waren herausgefallen.

Es gibt Dinge, die einem augenblicklich klar werden. Kelly stieg langsam vom Boot auf den Kai. Rosen hob den Behälter auf und füllte die Kapseln wieder ein, bevor er den weißen Plastikdeckel zudrückte. Dann gab er ihn Kelly.

»Ich weiß, daß sie nicht dir gehören, John.«

»Was ist das, Sam?«

Seine Stimme hätte gar nicht nüchterner sein können. »Der Markenname lautet Quaalude. Methaqualon. Es ist ein Barbiturat, ein Beruhigungsmittel. Schlaftabletten. Wir benutzen sie, um die Leute ins Traumland zu befördern. Ziemlich stark. Ein bißchen zu stark, wenn du mich fragst. Eine Menge Leute meinen, es sollte vom Markt genommen werden. Kein Etikett. Das ist nicht verschrieben worden.«

Kelly fühlte sich auf einmal müde und alt. Und auch irgendwie verraten. »So ist das also.«

»Du hast es nicht gewußt?«

»Sam, wir haben uns gerade erst kennengelernt – das ist jetzt nicht einmal vierundzwanzig Stunden her. Ich weiß überhaupt nichts von ihr.«

Rosen streckte sich und betrachtete einen Augenblick lang intensiv den Horizont. »Okay, jetzt werde ich mal den Arzt spielen, ja? Hast du je was mit Drogen zu tun gehabt?«

»Nein! Ich *hasse* das gottverdammte Zeug. Leute sterben daran!« Kelly platzte ungezügelt mit seiner Wut heraus, aber sie war nicht gegen Sam Rosen gerichtet.

Der Professor nahm den Ausbruch gelassen hin. Nun war er an der Reihe, sich geschäftsmäßig zu geben. »Immer mit der Ruhe. Die Leute werden abhängig von dem Zeug. Wie, spielt keine Rolle. Es hilft nichts, sich darüber aufzuregen. Jetzt atme erst mal ganz tief durch, laß es langsam raus.«

Das tat Kelly, und er brachte sogar ein Lächeln über diese

ganze unmögliche Situation zustande. »Du klingst genau wie mein Vater.«

»Feuerwehrleute sind kluge Burschen.« Rosen verstummte. »Also gut, deine Bekannte mag ein Problem haben. Aber sie kommt mir sehr nett vor, und du scheinst mir ein Gemütsmensch zu sein. Also sollen wir das Problem angehen, oder nicht?«

»Ich schätze, das liegt an ihr«, bemerkte Kelly, während Bitterkeit sich in seine Stimme stahl. Er fühlte sich betrogen. Er hatte wieder sein Herz verloren, und nun mußte er sich der Tatsache stellen, daß er es wohl an Drogen verloren hatte, oder an das, was Drogen aus einer Persönlichkeit gemacht hatten. Vielleicht war alles nur vergeudete Zeit gewesen.

Nun wurde Rosen ein wenig streng. »Das stimmt, es liegt an ihr, aber vielleicht liegt es auch ein bißchen an dir, und wenn du dich jetzt wie ein Idiot benimmst, wirst du ihr damit nicht gerade helfen.«

Kelly war erstaunt, wie vernünftig der Mann sich anhörte, und das unter den gegebenen Umständen. »Du bist wohl ein ziemlich guter Arzt?«

»Ich bin ein verteufelt guter Arzt«, verkündete Rosen. »Das ist nicht mein Gebiet, aber Sarah ist da verdammt gut. Vielleicht habt ihr beide Glück. Sie ist kein schlimmes Mädchen, John. Etwas bedrückt sie. Sie ist wegen irgendwas nervös, falls du das noch nicht bemerkt hast.«

»Ja, schon, aber ...« Und ein Teil von Kellys Gehirn sagte: *Siehst du!*

»Aber du hast hauptsächlich bemerkt, daß sie hübsch ist. Ich war auch mal zwanzig, John. Komm schon, wir haben vielleicht etwas Arbeit vor uns.« Er hielt inne und blickte auf Kelly. »Irgendwas kriege ich hier nicht mit. Was ist es?«

»Ich habe vor knapp einem Jahr meine Frau verloren«, erklärte Kelly in wenigen Worten.

»Und du hast gedacht, sie könnte vielleicht ...«

»Ja, wahrscheinlich. Blödsinnig, nicht?« Kelly fragte sich, warum er so offen war. Warum sollte er Pam nicht einfach tun lassen, was sie wollte? Aber das war keine Antwort. Wenn er das tat, dann würde er sie bloß für seine eigennüt-

zigen Bedürfnisse benützen und sie fallenlassen, wenn der Lack ab war. Bei all den Wendungen, die sein Leben im vergangenen Jahr genommen hatte, wußte er, daß er das nicht tun konnte, nicht auch einer von diesen Männern sein konnte. Er ertappte Rosen dabei, wie dieser ihn intensiv anstarrte.

Rosen schüttelte weise sein Haupt. »Wir sind alle verletzbar. Du hast die Ausbildung und die Erfahrung, um mit deinen Problemen fertig zu werden. Sie nicht. Also komm, wir haben einiges an Arbeit vor uns.« Rosen packte mit seinen großen, zarten Händen den Handkarren und schob ihn zum Bunker hinüber.

Die kühle Luft drinnen brachte sie überraschend schnell auf den Boden der Tatsachen. Pam versuchte, Sarah zu unterhalten, hatte aber keinen Erfolg damit. Vielleicht hatte Sarah es den ungewohnten Umständen zugeschrieben, aber Ärzte sind im Geiste ununterbrochen bei der Arbeit, und mittlerweile betrachtete sie die Person, die da vor ihr saß, mit professionellem Interesse. Als Sam ins Wohnzimmer trat, wandte Sarah sich um und warf ihm einen Blick zu, den Kelly sofort verstand.

»Und, na ja, dann bin ich mit sechzehn von zu Hause abgehauen«, sagte Pam gerade mit eintöniger Stimme, die mehr verriet, als sie ahnte. Auch sie sah sich um, und ihr Blick blieb sofort an dem Rucksack in Kellys Händen hängen. Ihre Stimme hatte einen überraschend spröden Unterton, der Kelly bisher noch nie aufgefallen war.

»Oh, toll. Ich brauch was von den Sachen.« Sie kam herüber, nahm Kelly den Rucksack aus den Händen und steuerte dann auf das Schlafzimmer zu. Kelly und Rosen sahen ihr nach, dann gab Sam den Plastikbehälter seiner Frau. Sie brauchte nur einen Blick darauf zu werfen.

»Ich hatte keine Ahnung«, sagte Kelly in dem Bedürfnis, sich zu verteidigen. »Ich hab nicht gesehen, daß sie was genommen hat.« Er versuchte sich an die Zeiten zu erinnern, wo sie nicht in seinem Blickfeld gewesen war, und kam zu dem Schluß, daß sie wohl zwei- oder dreimal Pillen geschluckt haben könnte; da wurde ihm erst klar, wo sie ihren Schlafzimerblick her hatte.

»Sarah?« fragte Sam.

»Dreihundert Milligramm. Dürfte kein besonders schwerer Fall sein, aber sie braucht auf jeden Fall Beistand.«

Pam kam ein paar Sekunden später wieder ins Zimmer und sagte Kelly, sie hätte etwas auf dem Boot vergessen. Ihre Hände zitterten nicht, aber nur, weil sie sie verschränkt hielt, um sie stillzuhalten. Es war alles so klar, wenn man erst mal wußte, worauf man zu achten hatte. Sie versuchte sich zu beherrschen, was ihr fast gelang, aber Pam war eben doch keine Schauspielerin.

»Ist es das?« fragte Kelly, die Flasche in der Hand. Die Reaktion auf seine schroffe Frage war wie ein wohlverdienter Messerstich direkt ins Herz.

Pam antwortete eine Weile gar nichts. Ihr Blick heftete sich auf den braunen Plastikbehälter, und Kelly sah zunächst nichts als diesen plötzlichen, hungrigen Ausdruck, als würden ihre Gedanken bereits nach der Flasche langen, eine oder mehr Tabletten herausgreifen und sich auf das freuen, was ihr das verdammte Zeug gab, wobei sie sich um die andern im Zimmer nicht kümmerte, ja sie nicht einmal wahrnahm. Dann packte sie die Scham, die Erkenntnis, daß das Bild, das sie den anderen hatte vermitteln wollen, jäh auseinanderfiel. Doch am schlimmsten war, daß ihr Blick, nachdem er Sam und Sarah gestreift hatte, sich wieder auf Kelly richtete und zwischen seiner Hand und seinem Gesicht hin und her flatterte. Zuerst stritten Gier und Scham miteinander, doch die Scham gewann, und als sich ihr Blick in den seinen bohrte, hatte sie den Gesichtsausdruck eines Kindes, das bei einem bösen Streich ertappt worden ist. Das aber reifte zu etwas anderem, als sie sah, daß etwas, was Liebe hätte werden können, sich quasi zwischen zwei Herzsclägcn in Verachtung und Abscheu verwandelte. Ihr Atem veränderte sich augenblicklich, wurde schneller, dann unregelmäßig, als das Schluchzen einsetzte und sie erkannte, daß sie sich selbst in ihrem Innersten am meisten verabscheute, denn auch eine Drogenabhängige muß nach innen schauen, sich aber überdies durch die Augen anderer zu betrachten, macht die Sache noch um einiges grausamer.

»Es t-t-tut mir leid, Kel-el-ly. Ich hab dir nicht gesagt ...« versuchte sie zu stammeln, während sie regelrecht in sich

zusammenfiel. Pam schien vor den Augen der anderen zusammenzuschrumpfen, als sie ihre vermeintliche Chance sich in Luft auflösen sah, und hinter dieser sich verflüchtigen Wolke war nur Verzweiflung. Pam wandte sich schluchzend ab, denn sie konnte dem Mann, den sie zu lieben begonnen hatte, nicht mehr in die Augen sehen.

John Terrence Kelly mußte sich nun entscheiden. Er konnte sich betrogen fühlen, oder er konnte ihr das gleiche Mitgefühl entgegenbringen, das sie vor nicht einmal zwanzig Stunden ihm bekundet hatte. Ihr Blick gab den Ausschlag, diese ihr ins Gesicht geschriebene Scham. Er konnte nicht einfach nur so dastehen. Er mußte etwas tun, sonst würde sein eigenes stolzes Selbstbild sich ebenso schnell und unaufhaltsam auflösen wie ihres.

Nun füllten sich auch Kellys Augen mit Tränen. Er ging zu ihr, schlang die Arme um sie, damit sie nicht umkippte, wiegte sie wie ein Kind und zog ihren Kopf an seine Brust, denn jetzt war es an der Zeit, für sie stark zu sein. Jeder andere Gedanke mußte jetzt erst einmal zurückstehen, und selbst der widerstrebende Teil seines Verstandes weigerte sich, in diesem Augenblick sein *Ich hab's dir ja gesagt* zu krächzen, denn er hielt einen Menschen in den Armen, der verletzt worden war, und es war für solche Zweifel gerade wirklich nicht der richtige Moment. Ein paar Minuten standen sie so zusammen, während die anderen mit einer Mischung aus persönlichem Unbehagen und professioneller Gelassenheit zusahen.

»Ich hab's versucht«, sagte sie auf einmal. »Ich hab's wirklich – aber ich hatte solche Angst.«

»Ist schon gut«, beruhigte Kelly, der nicht genau verstanden hatte, wovon sie eigentlich sprach. »Du bist für mich dagewesen, und nun bin ich an der Reihe, für dich dazu sein.«

»Aber ...« Wieder fing sie zu schluchzen an, und sie brauchte etwa eine Minute, bis sie darüber hinweg war. »Ich bin nicht das, für was du mich hältst.«

Kelly ließ ein Lächeln sich in seine Stimme stehlen, während er auch diese zweite Warnung außer acht ließ. »Du weißt doch gar nicht, für was ich dich halte, Pammy. Es ist

okay. Wirklich.« Er hatte sich so stark auf das Mädchen in seinen Armen konzentriert, daß er gar nicht bemerkt hatte, wie Sarah Rosen neben ihn getreten war.

»Pam, wie wär's, wenn wir einen kleinen Spaziergang machen?« Pam nickte zustimmend, und Sarah führte sie nach draußen. Kelly sah zu Sam hinüber.

»Du bist doch ein ziemlich guter Mensch«, verkündete Rosen, zufrieden mit seiner früheren Diagnose von Kellys Charakter. »Kelly, wie weit ist es zum nächsten Ort mit einer Apotheke?«

»Solomons wahrscheinlich. Sollte sie nicht in ein Krankenhaus?«

»Ich lasse Sarah darüber entscheiden, aber ich vermute, es ist nicht nötig.«

Kelly sah auf die Flasche hinunter, die er noch immer in der Hand hielt. »Also, ich werde dieses verdammte Zeug in der Versenkung verschwinden lassen.«

»Nein!« herrschte Rosen ihn an. »Ich nehme sie an mich. Die Dinger haben Seriennummern. Die Polizei kann herausbekommen, welche Lieferung da auf Abwege gebracht worden ist. Ich werde sie auf meinem Boot einschließen.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Wir warten ein bißchen.«

Sarah und Pam kehrten zwanzig Minuten später zurück und hielten sich wie Mutter und Tochter an den Händen. Pam trug den Kopf wieder oben, aber in ihren Augen glitzerte es noch immer verdächtig.

»Wir haben hier eine Siegerin, Leute«, verkündete Sarah. »Sie hat es schon einen Monat lang ganz allein versucht.«

»Sie sagt, es sei nicht schwer«, meinte Pam.

»Wir können es ungeheuer erleichtern«, versicherte ihr Sarah. Sie gab ihrem Mann eine Liste. »Mach eine Drogerie ausfindig. John, setz dein Boot in Bewegung. Jetzt gleich.«

»Was passiert jetzt?« fragte Kelly dreißig Minuten und fünf Meilen später. Solomons zeichnete sich bereits als braungrüne Linie am nordwestlichen Horizont ab.

»Die Behandlung ist eigentlich recht einfach. Wir geben ihr eine Mindestdosis Barbiturate und entwöhnen sie langsam.«

»Du gibst ihr Drogen, um sie von Drogen runterzubekommen?«

»Genau.« Rosen nickte. »So wird's gemacht. Der Körper braucht Zeit, um die Rückstände im Gewebe herauszuspülen. Er wird von dem Zeug abhängig, und wenn du versuchst, sie zu rasch zu entwöhnen, kann es zu schlimmen Reaktionen kommen, Krämpfe und so. Manche Leute sterben daran.«

»Was?« sagte Kelly aufgeschreckt. »Ich versteh nichts von dem allen, Sam.«

»Wie solltest du? Das ist unser Job, Kelly. Sarah meint, es wäre in diesem Fall kein Problem. Entspann dich, John. Es werden –« Rosen nahm die Liste aus seiner Tasche – »ja, das hab ich mir gedacht, es werden Phenobarbiturate verabreicht, um die Entzugserscheinungen zu mildern. Schau, du bist für das Steuern des Bootes zuständig, nicht?«

»Ja«, sagte Kelly im Umdrehen und wußte schon, was als nächstes kam.

»Dann macht jetzt jeder von uns seinen Job. Einverstanden?«

Dem Mann war nicht sehr nach Schlaf zumute. Die Männer von der Küstenwache mußten es einsehen, ob es ihnen nun gefiel oder nicht. Bevor sie Gelegenheit gehabt hatten, sich von den Strapazen des vergangenen Tages zu erholen, war er auch schon wieder auf, trank Kaffee im Besprechungsraum und überprüfte zum soundsovielten Mal die Karten, während er mit der freien Hand Kreise einzeichnete, die er mit dem Kurs des Einsatzbootes verglich, so wie er ihn noch im Kopf hatte.

»Wie schnell ist ein Segelboot?« fragte er den verärgerten und gereizten Quartermaster Erster Klasse Manuel Oreza.

»Das? – Nicht sehr schnell, mit einer leichten Brise und ruhiger See vielleicht fünf Knoten oder etwas mehr, wenn der Skipper geschickt und erfahren ist. Als Faustregel gilt: eins Komma drei mal die Quadratwurzel der Länge der Wasserlinie ergibt die Bootsgeschwindigkeit, das heißt also für unser Objekt fünf oder sechs Knoten.« Und er hoffte, der Zivilist würde gebührend beeindruckt sein von dieser Kostprobe nautischen Grundwissens.

»Letzte Nacht war es windig«, bemerkte der Beamte mürrisch.

»Ein kleines Boot kommt bei kabbeliger See nicht schneller, sondern langsamer voran. Weil es viel Zeit für die Auf- und Abbewegung vertut, statt Fahrt zu machen.«

»Und wie ist es Ihnen dann entkommen?«

»Es ist nicht mir entkommen, verstanden?« Oreza war sich nicht klar, wer dieser Kerl war oder was für einen hohen Rang er in Wirklichkeit bekleidete, aber er hätte so eine Zurückweisung selbst von einem echten Offizier nicht hingegenommen – aber ein echter Offizier hätte ihn auch nicht so angefahren; ein echter Offizier hätte zugehört und verstanden. Der Unteroffizier holte tief Luft und hoffte, nur dieses eine Mal, es wäre ein Offizier hier, um die Dinge zu klären. Zivilisten hörten auf Offiziere, was viel über die Intelligenz von Zivilisten aussagte. »Sehen Sie, Sir, Sie haben angeordnet, es ruhig anzugehen, oder etwa nicht? Ich habe Ihnen *ausdrücklich* gesagt, daß wir ihn in dem Chaos durch den Sturm verlieren würden, und das haben wir ja dann auch. Diese alten Radargeräte, die wir hier verwenden, sind bei schlechtem Wetter keinen Cent wert, zumindest nicht mit einer Nußschale wie dieser Jolle als Ziel.«

»Das haben Sie bereits gesagt.«

Und ich werde es weiterhin sagen, so oft, bis du es kapiertst, konnte Oreza sich gerade noch verkneifen, da er einen warnenden Blick von Mr. English auffing. Portagee holte tief Luft und sah statt dessen auf die Karte.

»Also, wo vermuten Sie ihn?«

»Zum Teufel, die Bucht ist nicht sehr groß, also muß man sich um zwei Küstenlinien kümmern. Die meisten Häuser haben ihre eigenen kleinen Anlegestellen, und dann gibt es alle diese Zuflüsse. Wenn ich er wäre, würde ich so einen Wasserlauf hochfahren. Ein besseres Versteck als eine Anlegestelle, hab ich recht?«

»Und damit wollen Sie mir sagen, daß er auf und davon ist«, bemerkte der Zivilist finster.

»Todsicher«, bestätigte Oreza.

»Da drin stecken drei Monate Arbeit. *Monate!*«

»Ich kann's auch nicht ändern, Sir.« Der Mann von der

Küstenwache verstummte kurz. »Schauen Sie, er ist wahrscheinlich eher nach Osten als nach Westen, verstehen Sie? Besser vor dem Wind laufen, als ihn gegen sich zu haben. Das ist die gute Nachricht. Das Problem ist nur, ein so kleines Boot läßt sich an Land ziehen und auf einen Anhänger laden. Verdammt, es könnte jetzt schon in Massachusetts sein.«

Der Zivilist blickte von der Karte auf. »Oh, genau das habe ich hören wollen!«

»Sir, wollen Sie, daß ich Sie anlüge?«

»Drei Monate!«

Er kann einfach nicht lockerlassen, dachten Oreza und English gleichzeitig. Das mußte erst gelernt werden. Manchmal nahm sich die See einfach etwas, da konnte sich einer noch so sehr die Augen ausgucken; meistens wurde es wieder gefunden, aber eben nicht immer, und dann mußte man der See ihre Beute lassen. Auch die beiden Männer hatten sich nie so richtig daran gewöhnen können, aber so lagen die Dinge nun mal.

»Vielleicht können Sie ein bißchen Hubschrauberunterstützung ranpfeifen. Die Navy hat 'ne ganze Ladung von den Dingen am Pax River«, warf English ein. Unter anderem würde der Mann sich dann nicht mehr auf seinem Wachboot herumtreiben, ein Ziel, das beträchtlichen Aufwand wert war, wenn man bedachte, was er English und seinen Männern für Unannehmlichkeiten bereitete.

»Wollen Sie mich loswerden?« fragte der Mann mit einem verkniffenen Lächeln.

»Wie bitte, Sir?« erwiderte English unschuldig. *Schade*, dachte der Stationskommandant, *daß der Mann doch kein kompletter Dummkopf ist.*

Kelly legte nach sieben wieder an seinem Kai an. Er überließ es Sam, die Medikamente an Land zu tragen, während er einige Schutzhüllen über seine Bordinstrumente warf und sein Boot für die Nacht fertigmachte. Die Rückfahrt von Solomons war schweigsam gewesen. Sam Rosen konnte einem Dinge gut erklären, und Kelly konnte gut Fragen stellen. Was es zu erfahren gab, hatte er auf dem Hinweg aufge-

schnappt, und auf dem Rückweg war er die meiste Zeit mit seinen Gedanken allein gewesen und hatte sich gefragt, was er tun würde, wie er handeln sollte. Das waren nicht leicht zu beantwortende Fragen, und die Tatsache, daß er sich aufs Steuern konzentrieren mußte, trug nicht eben zu ihrer Lösung bei, obwohl er sich das eigentlich erhofft hatte. Er nahm sich mehr Zeit als nötig, um die Vertäuerungen zu inspizieren, und ging die gleiche Prozedur auch beim Boot des Arztes durch, bevor er nach drinnen ging.

Die Lockheed DC-130E Hercules flog deutlich über der niederen Wolkendecke und glitt so sanft und stetig dahin wie in allen 2354 Stunden, die der Flugschreiber gezählt hatte, seit sie vor einigen Jahren die Fertigungshallen von Lockheed in Marietta, Georgia, verlassen hatte. Es sah alles nach einem angenehmen Tag in der Luft aus. In der geräumigen Kanzel beobachteten die vier Mitglieder der Crew pflichtgemäß die klare Luft und ihre zahlreichen Instrumente. Die vier Turbo-Prop-Motoren brummt mit gewohnter Zuverlässigkeit und vermittelten dem Flugzeug ein ständiges hochtouriges Vibrieren, das sich durch die bequemen Pilotensessel mit den hohen Lehnen übertrug und stehende, kreisförmige Wellen in den Styroporbechern mit Kaffee erzeugte. Alles in allem herrschte eine völlig normale Atmosphäre. Doch jeder, der das Flugzeug von außen sah, wußte es besser. Die Hercules gehörte zum 99. Strategischen Aufklärungsgeschwader.

Neben den äußeren Motoren an jeder Tragfläche der Hercules hing noch je ein zusätzlicher Flieger. Es waren Modell-147SC-Drohnen. Ursprünglich als Hochgeschwindigkeitsziele mit der Bezeichnung »Feuerbiene«-II entworfen, trugen sie nun die informelle Bezeichnung »Büffeljäger«. Im rückwärtigen Laderaum der DC-130E befand sich eine zweite Mannschaft, die nun die Miniflieger bereitmachte, nachdem sie sie vorher für eine Mission programmiert hatte, die so geheim war, daß im Grunde keiner von der Mannschaft wußte, worum es eigentlich ging. Das mußten sie auch nicht. Für sie ging es nur darum, den Drohnen einzugeben, was sie tun und wann sie es tun sollten. Der Cheftechniker, ein dreißig-

jähriger Sergeant, hatte einen Vogel mit dem Codenamen Cody-193 zu betreuen. Sein Sitzplatz gestattete es ihm, sich umzudrehen und durch ein kleines Guckloch seinen Vogel direkt zu inspizieren, was er auch tat, obwohl das gar nicht nötig war. Der Sergeant liebte die Dinger, wie ein Kind ein besonders unterhaltsames Spielzeug liebt. Er hatte seit zehn Jahren am Drohnenprojekt gearbeitet, und diese eine war er schon einundsechzigmal geflogen. Das war ein Rekord auf diesem Gebiet.

Cody-193 besaß eine ehrenwerte Ahnenreihe. Seine Hersteller, Teledyne-Ryan aus San Diego, Kalifornien, hatten Charles Lindberghs *Spirit of St. Louis* gebaut, aber die Firma hatte es nie ganz geschafft, aus diesem Kapitel der Luftfahrtgeschichte Profit zu machen. Nachdem sie sich von einem Vertrag zum anderen durchgewurstelt hatte, war sie schließlich durch die Herstellung von Zielobjekten finanziell ins Lot gekommen. Mit irgendwas mußten Kampfbomber schließlich das Zielen üben. Und genau das war die Feuerbienen-Drohne ursprünglich gewesen: ein Miniaturdüsenflugzeug, dessen Bestimmung es war, durch die Hände eines Kampfpiloten einen ehrenvollen Tod zu sterben – nur hatte der Sergeant die Dinge immer ein wenig anders betrachtet. Er war Drohrentechniker, und deshalb fand er, seine Aufgabe bestünde darin, es diesen aufgeblasenen Adlern einmal richtig zu zeigen, indem er »seinen« Vogel so fliegen ließ, daß sie mit ihren Geschossen nichts weiter trafen als pure Luft. Ja, die Kampfpiloten hatten gelernt, seinen Namen zu verfluchen, obwohl die Anstandsregeln der Luftwaffe auch verlangten, ihm für jede nicht abgeschossene Drohne eine Flasche Schnaps zu spendieren. Dann war vor ein paar Jahren jemandem aufgefallen, daß eine Feuerbienen-Drohne, wenn sie für die eigenen Leute schon so schwer zu treffen war, auch für andere kein einfaches Ziel bieten dürfte, die aus ernsteren Gründen auf ein Flugzeug feuerten als dem jährlichen Wilhelm-Tell-Wettbewerb. Auch den Mannschaften der bodennahen Aufklärungsflugzeuge hatte sie die Arbeit sehr viel leichter gemacht.

Der Motor von Cody-193 lief auf vollen Touren, während sie an ihrer Strebe hing und dem Mutterflugzeug sogar noch

zu ein paar Knoten Fluggeschwindigkeit mehr verhalf. Der Sergeant warf ihr einen letzten Blick zu. Einundsechzig kleine Fallschirmsymbole waren knapp vor der Tragfläche auf die linke Seite gemalt, und mit ein bißchen Glück würde er in ein paar Tagen das zweiundsechzigste hinpinseln. Obwohl er sich über die genaue Art seines Auftrags nicht ganz im klaren war, war das Überbieten des Rekords Ansporn genug für ihn, bei der Vorbereitung seines Lieblingsspielzeugs auf den laufenden Wettbewerb äußerste Sorgfalt walten zu lassen.

»Paß auf dich auf, Baby«, flüsterte der Sergeant, als die Drohne ausklinkte. Cody-193 war auf sich allein gestellt.

Sarah hatte ein leichtes Abendessen auf dem Herd. Kelly roch es, noch bevor er die Tür aufmachte. Er trat ein und sah Rosen im Wohnzimmer sitzen.

»Wo ist Pam?«

»Wir haben ihr Medikamente gegeben«, antwortete Sam.
»Sie dürfte jetzt schlafen.«

»Sie schläft«, bestätigte Sarah, die auf dem Weg in die Küche durch das Zimmer kam. »Ich hab gerade nachgesehen. Das arme Ding ist erschöpft; sie hat einige Zeit keinen Schlaf gehabt. Das setzt ihr jetzt zu.«

»Aber wenn sie doch Schlaftabletten genommen hat ...«

»John, der Körper reagiert merkwürdig auf das Zeug«, erklärte Sam. »Er kämpft dagegen an, oder er versucht es wenigstens, während er gleichzeitig davon abhängig wird. Das Schlafen wird ihr für eine Weile ganz schön Probleme bereiten.«

»Da ist noch etwas«, berichtete Sarah. »Sie hat furchtbare Angst vor etwas, aber was es ist, will sie nicht sagen.« Sie verstummte, dann entschied sie, daß Kelly davon wissen sollte. »Sie ist mißbraucht worden, John. Ich hab nicht danach gefragt – eins nach dem anderen –, aber jemand hat ihr schwer zugesetzt.«

»Oh?« Kelly sah vom Sofa hoch. »Was meinst du damit?«

»Ich meine, sie ist sexuell belästigt worden«, sagte Sarah mit ruhiger, berufsmäßiger Stimme, die im krassen Widerspruch zu ihren persönlichen Gefühlen stand.

»Du meinst, vergewaltigt?« fragte Kelly leise, während sich seine Armmuskeln anspannten.

Sarah nickte, unfähig, ihre Empörung länger zu verbergen. »So gut wie sicher. Wahrscheinlich nicht nur einmal. Es gibt auch Spuren von Gewalteinwirkung an Rücken und Gesäß.«

»Das habe ich nicht bemerkt.«

»Du bist kein Arzt«, beschied ihn Sarah. »Wie habt ihr euch kennengelernt?«

Kelly erzählte es ihr, während er sich an den Blick in Pams Augen erinnerte. Nun wußte er, woher er gekommen sein mußte. Warum war ihm das nicht aufgefallen? Warum waren ihm eine Menge Dinge nicht aufgefallen? Kelly packte die kalte Wut.

»Also hat sie auszureißen versucht ... Ich frage mich, ob derselbe Mann sie auf Barbiturate gesetzt hat«, meinte Sarah. »Wirklich feiner Kerl, wer es auch war.«

»Du meinst, irgend jemand hat sie in die Mangel genommen und drogenabhängig gemacht?« fragte Kelly. »Aber warum?«

»Kelly, krieg das jetzt bitte nicht in den falschen Hals ... aber sie könnte eine Prostituierte gewesen sein. Zuhälter machen sich Mädchen auf die Art gefügig.« Sarah Rosen haßte sich selbst für ihre Worte, aber es war ihre berufliche Pflicht, und Kelly mußte Bescheid wissen. »Sie ist jung, hübsch und aus einer gestörten Familie ausgerissen. Der körperliche Mißbrauch, die Unterernährung, das paßt alles ins Bild.«

Kelly sah zu Boden. »Aber sie ist nicht so eine. Ich versteh das nicht.« Aber irgendwie verstand er doch, sagte er sich, als er zurückdachte. Die Art, wie sie sich an ihn geschmiegt und ihn an sich gezogen hatte. Wieviel davon war nur eingeübt und wieviel echtes menschliches Gefühl gewesen? Es war eine Frage, die er sich nicht stellen wollte. Wie sollte er sich verhalten? Seinem Verstand folgen? Seinem Herzen folgen? Und wohin mochte das führen?

»Sie kämpft dagegen an, John, sie ist zäh.« Sarah setzte sich Kelly gegenüber. »Sie ist seit mehr als vier Jahren auf der Straße gewesen, hat Gott weiß was gemacht, aber etwas in ihr will nicht aufgeben. Aber sie schafft es nicht allein. Sie

braucht dich. Ich muß dich jetzt etwas fragen.« Sarah blickte ihn scharf an. »Bist du bereit, ihr zu helfen?«

Kelly sah auf; seine blauen Augen waren eiskalt, während er sich über seine wahren Gefühle klarzuwerden suchte. »Euch geht das alles sehr nahe, nicht?«

Sarah nahm einen Schluck von ihrem Drink. Sie war eine eher plumpe Frau, klein und übergewichtig. Ihr schwarzes Haar hatte seit Monaten keinen Friseur mehr gesehen. Sie war ganz die Art von Frau, die sich den Haß männlicher Fahrer zuzieht, wenn sie hinter dem Steuer eines Wagens sitzt. Aber sie sprach mit eindringlicher Leidenschaft, und über ihre Intelligenz hatte ihr Gastgeber schon lange keine Zweifel mehr. »Hast du eine Ahnung, wie schlimm es derzeit steht? Vor zehn Jahren war Drogenmißbrauch so selten, daß ich kaum damit zu tun gehabt habe. Sicher, ich hab davon gewußt, hab die einschlägigen Artikel gelesen, und hin und wieder hatten wir mal einen Heroinform. Nicht sehr viele. Bloß ein Problem der Schwarzen, dachten die Leute. Da hat sich im Grunde niemand einen Dreck drum gekümmert. Jetzt müssen wir für diesen Fehler bezahlen. Falls du es noch nicht bemerkt hast, das hat sich alles geändert – und es ist praktisch über Nacht eingetreten. Außer dem Projekt, an dem ich zur Zeit arbeite, habe ich rund um die Uhr mit Jugendlichen zu tun, die sich mit Drogenproblemen herum-schlagen. Ich bin dafür nicht ausgebildet worden. Ich bin *Wissenschaftlerin*, Expertin für Abwehrreaktionen, chemische Verbindungen, dafür, wie wir neue Medikamente entwickeln können, um bestimmte Wirkungen zu erzielen – aber inzwischen muß ich fast meine ganze Zeit mit klinischer Arbeit verbringen und versuchen, Kinder am Leben zu erhalten, die so gerade eben ihre ersten Erfahrungen mit dem Biertrinken machen sollten, aber statt dessen ihren Organismus voller chemischer *Scheiße* haben, die niemals aus einem gottverdammten Labor hätte rauskommen sollen!«

»Und es wird schlimmer werden«, bemerkte Sam gedrückt.

Sarah nickte. »O ja, als nächstes wird Kokain groß rauskommen. Sie braucht dich, John«, sagte Sarah nochmals und beugte sich dabei vor. Es schien, als hätte sie sich mit einer

eigenen Gewitterwolke voller elektrischer Energie umgeben. »Du solltest verdammt noch mal für sie dasein, Junge. Sei für sie da! Irgend jemand hat sie beschissen behandelt, aber sie kämpft! In ihr steckt eine Persönlichkeit.«

»Ja, Madam«, sagte Kelly ergeben. Er sah auf und lächelte, jetzt nicht mehr verwirrt. »Falls du Bedenken hattest, das habe ich schon vor einer Weile entschieden.«

»Gut«, nickte Sarah kurz angebunden.

»Was soll ich zuerst tun?«

»Vor allem braucht sie Ruhe, gutes Essen und Zeit, um die Barbiturate aus ihrem Organismus zu spülen. Wir werden ihr Phenobarbiturate als Ersatz geben, für den Fall, daß sie Entzugserscheinungen bekommt – ich rechne eigentlich nicht damit. Ich habe sie untersucht, während ihr beide weg wart. Körperlich hat sie nicht so sehr mit der Sucht als vielmehr mit Erschöpfung und Unterernährung zu kämpfen. Sie müßte zehn Pfund mehr wiegen als zur Zeit. Sie dürfte den Entzug ziemlich gut überstehen, wenn wir ihr in anderer Weise beistehen.«

»Damit bin wohl ich gemeint?« fragte Kelly.

»Das ist ein wichtiger Teil des Ganzen.« Sie schaute zur offenen Schlafzimmertür hinüber und seufzte, während sie sich langsam entspannte. »Nun, bei ihrer gegenwärtigen Konstitution wird das Phenobarbiturat sie wahrscheinlich für den Rest der Nacht ruhigstellen. Morgen fangen wir an, sie zu füttern und in Form zu bringen. Doch einstweilen können wir uns selber ein bißchen aufpäppeln.«

Das Tischgespräch kreiste bewußt um andere Themen, und Kelly merkte auf einmal, daß er einen längeren Vortrag über die Bodenbeschaffenheit der Chesapeake Bay hielt, um dann alles zum besten zu geben, was er von guten Angelstellen wußte. Bald wurde beschlossen, daß seine Gäste noch bis zum Montagabend bleiben sollten. Das Essen zog sich hin, und es war fast zehn Uhr, als sie vom Tisch aufstanden. Kelly räumte ab, dann betrat er lautlos sein Schlafzimmer, wo er Pam leise atmen hörte.

Der Büffeljäger, der nur gute vier Meter lang war und lächerliche 3065 Pfund wog – davon fast die Hälfte Treib-

stoff –, bewegte sich auf den Boden zu, während er auf die Ausgangsgeschwindigkeit von über vierhundert Knoten beschleunigte. Der Navigationscomputer zeichnete Flugzeit und -höhe nur beschränkt auf. Die Drohne war darauf programmiert, einer bestimmten Flugbahn und Höhe zu folgen. Es war alles peinlichst genau auf Systeme ausgerichtet, die, gemessen an späteren Maßstäben, geradezu jämmerlich primitiv waren. Dennoch sah Cody-193 recht schnittig aus. Das Profil mit der vorstehenden Nase und dem darunter angebrachten Lufteinsaugstutzen besaß auffallende Ähnlichkeit mit einem Blauhai – die Jungs in der Heimat malten oft noch eine Reihe angriffslustiger Zähne dazu. In diesem besonderen Fall sollte ein neuartiger Anstrich unten stumpf weiß und oben braun und grün gesprenkelt – die Drohne sowohl vom Boden wie aus der Luft schwer aufspürbar machen. Sie hatte auch eine »Tarnkappe« – ein Begriff, der noch nicht erfunden worden war. Die Tragflächen waren mit radarabsorbierendem Material beschichtet, und der Lufteinsaugstutzen war so abgeschirmt, daß er die von den wirbelnden Turbinenblättern reflektierten Radarstrahlen abschwächte.

Cody-193 überquerte um 11 Uhr 41 Minuten und 38 Sekunden Ortszeit die Grenze zwischen Laos und Vietnam. Sie blieb im Sinkflug, bis sie sich in knapp zweihundert Meter Höhe parallel zum Boden ausrichtete und in nordöstlicher Richtung weiterflog, allerdings etwas langsamer wegen der dichteren Luft in dieser Bodennähe. Wegen ihrer geringen Flughöhe und Größe war die flinke Drohne sehr schwer zu treffen, ganz ausschließen konnte man diese Möglichkeit dennoch nicht. Tatsächlich wurde sie auch von vorgeschobenen Geschützstellungen des dichten und ausgeklügelten nordvietnamesischen Luftabwehrnetzes angepeilt. Die Drohne flog direkt auf eine kürzlich eingerichtete, doppelte 37-mm-Maschinengewehrbatterie zu, deren wachsamen Mannschaft ihre Lafette rasch genug herumschwang, um zwanzig Schuß auf sie abzugeben, wovon drei das winzige Objekt nur um Zentimeter verfehlten. Cody-193 registrierte das nicht, änderte nicht den Kurs und wich dem Gewehrfeuer auch nicht aus. Ohne Gehirn, ohne Augen zog sie weiter ihre Bahn, ganz so wie eine Spielzeugeisenbahn unter einem

Weihnachtsbaum, während deren frischgebackener Besitzer in der Küche frühstückt. Sie wurde natürlich überwacht; ein EC-121 Warning Star spürte die 193 aus der Entfernung mittels eines codierten Radarsenders auf der Rückenflosse auf.

»Weiter so, Baby«, flüsterte ein Major, während er seinen Radarschirm beobachtete. Er wußte über die Mission Bescheid, wußte, wie wichtig sie war und warum niemand sonst davon wissen durfte. Neben ihm lag der Ausschnitt einer topographischen Landkarte. Die Drohne drehte an der richtigen Stelle nach Norden, sank auf hundert Meter, als sie das richtige Tal fand, und folgte einem kleinen Flußlauf. Die Leute, die sie programmiert hatten, verstanden jedenfalls etwas von ihrem Geschäft, dachte der Major.

Die 193 hatte mittlerweile ein Drittel ihres Treibstoffs verbrannt und verbrauchte nun die restliche Menge in der geringen Höhe sehr rasch, als sie unterhalb der von ihr ungesehenen Hügelrücken links und rechts dahinflog. Die Programmierer hatten ihr Bestes getan, aber dann gab es doch noch einen brenzligen Moment, als ein Windstoß sie nach rechts abdrängte, bevor der Autopilot korrigieren konnte, und die 193 einen ungewöhnlich hohen Baum um gerade mal 20 Meter verfehlte. Genau auf dem Hügel saßen zwei Milizposten, schossen ihre Gewehre auf sie ab, aber wieder verfehlten die Patronen ihr Ziel. Einer der beiden stürzte den Hügel hinunter zu einem Telefon, aber sein Kamerad rief ihn zurück, als die 193 blind weiterflog. Bis der Anruf entgegengenommen werden würde, wäre das feindliche Flugzeug schon längst über alle Berge, und außerdem hatten sie ihre Pflicht ja erfüllt, indem sie es beschossen hatten. Er machte sich Sorgen, wo ihre Geschosse wohl gelandet waren, aber dafür war es jetzt zu spät.

Oberst Robin Zacharias von der U.S. Air Force ging über den dreckigen Boden dessen, was zu anderen Zeiten und unter anderen Umständen vielleicht ein Aufmarschgelände genannt werden konnte, aber hier fanden keine Aufmärsche statt. Seit sechs Monaten war er ein Gefangener, jeder neue Tag war ein Kampf und konfrontierte ihn mit einem Elend, das schrecklicher und hoffnungsloser war als alles, was er

sich je hatte vorstellen können. Er war auf seiner 89. Mission schon auf dem Heimflug abgeschossen worden. Eine voll und ganz erfolgreiche Mission, die durch reines Pech zu einem blutigen Ende gebracht worden war. Schlimmer noch, sein »Bär« war tot. Womöglich hat er das glücklichere Los gezogen, dachte der Colonel als er von zwei kleinen, unfreundlichen Männern mit Gewehren über das Gelände geführt wurde. Die Arme hatte man ihm auf den Rücken gebunden, und seine Knöchel waren so gefesselt, daß er gerade noch gehen konnte, denn sie hatten trotz ihrer Gewehre Angst vor ihm. Und um ganz sicher zu gehen, wurde er auch noch von Männern in den Wachtürmen beobachtet. *Für diese kleinen Scheusale muß ich echt furchterregend aussehen*, sagte sich der Kampfpilot.

Zacharias fühlte sich nicht sehr gefährlich. Sein Rücken war vom Schleudersitzabsprung immer noch verletzt. Der Pilot war kampfunfähig auf dem Boden aufgeschlagen, und sein Bemühen, der Gefangennahme zu entgehen, war kaum mehr als ein Scheinmanöver gewesen, da er sich in fünf Minuten nur gute dreißig Meter vorangeschleppt hatte, direkt in die Arme der Geschützmannschaft, die seinen Flieger zu Schrott gemacht hatte.

Von da an war er mißhandelt worden, war in drei verschiedenen Dörfern vorgeführt, mit Steinen beworfen und bespuckt worden, bis er schließlich hier landete. Wo immer das auch war. Es gab Seevögel. Also war er vielleicht nahe am Meer, spekulierte der Oberst. Aber das Denkmal in Salt Lake City, einige Häuserblocks vom Haus seiner Kindheit entfernt, erinnerte ihn daran, daß da, wo Möwen waren, nicht unbedingt auch Meer sein mußte. In den vergangenen Monaten war er allen möglichen Mißhandlungen ausgesetzt gewesen, die aber seltsamerweise in den letzten paar Wochen nachgelassen hatten. Wahrscheinlich sind sie es leid geworden, mir weh zu tun, sagte sich Zacharias. *Und vielleicht gibt es den Weihnachtsmann wirklich*, dachte er, während er mit gesenktem Kopf auf den Dreck hinunterblickte. Einen kleinen Trost hatte er. Es gab noch andere Gefangene, aber seine Versuche, mit ihnen in Verbindung zu treten, waren alle fehlgeschlagen. Seine Zelle hatte keine Fenster. Er hatte

zwei Gesichter gesehen, aber keines erkannt. Beide Male hatte er versucht, ihnen etwas zuzurufen, nur um sofort von einem seiner Bewacher zu Boden geprügelt zu werden. Die Männer hatten ihn gesehen, aber keinen Ton von sich gegeben. In beiden Fällen hatte er ein Lächeln und ein Nicken gesehen, mehr konnten sie beim besten Willen nicht tun. Beide Männer waren etwa in seinem Alter und bekleideten, wie er vermutete, auch ungefähr den gleichen militärischen Rang, aber das war schon alles, was er wußte. Am erschreckendsten für einen Mann, der vieles zu befürchten hatte, war der Umstand, daß das alles hier absolut nicht dem entsprach, was er zu erwarten gelernt hatte. Es war nicht das Hanoi Hilton, wo angeblich alle Kriegsgefangenen zusammengelegt worden waren. Darüber hinaus wußte er praktisch nichts, und gerade das Unbekannte kann besonders erschreckend sein, besonders für einen Mann, der sich in zwanzig Jahren daran gewöhnt hatte, absoluter Herr seines Schicksals zu sein. *Es ist immerhin so*, dachte er, *daß es, so schlecht wie es jetzt schon steht, wohl kaum noch schlimmer werden kann.* Aber da irrte er sich gewaltig.

»Guten Morgen, Oberst Zacharias«, rief eine Stimme über das Gelände. Er blickte auf und sah einen Mann, einen Indoeuropäer, der größer als er war und eine ganz andere Uniform trug als seine Bewacher. Er kam lächelnd auf den Gefangenen zu geschlendert. »Ganz anders als Omaha, nicht wahr?«

Genau in diesem Moment hörte er ein Geräusch, ein schrilles, langgezogenes Heulen, das sich aus Südwesten näherte. Instinktiv drehte er sich um – ein Flieger muß sich immer nach einem Flugzeug umsehen, egal, wo er sich auch befinden mag. Bevor die Wächter reagieren konnten, war es auch schon aufgetaucht.

Büffeljäger, dachte Zacharias, der aufrecht dastand und sich umdrehte, um es vorbeifliegen zu sehen. Er starrte nach oben, hielt den Kopf hoch, sah das schwarze Rechteck des Kamerafensters und flüsterte ein Stoßgebet, daß das Gerät auch funktionierte. Als die Wächter erkannten, was er tat, brachten sie den Major mit einem Stoß ihrer Gewehrkolben in die Nieren zu Fall. Während er noch versuchte, mit einem

unterdrückten Fluch dem Schmerz standzuhalten, trat ein Paar Stiefel in sein beschränktes Blickfeld.

»Freuen Sie sich nicht zu früh«, sagte der andere Mann. »Es fliegt nach Haiphong, um die Schiffe zu zählen. Und nun, mein Freund, sollten wir uns miteinander bekannt machen.«

Cody-193 flog mit fast konstanter Geschwindigkeit und auf gleicher Höhe nach Nordosten weiter, während sie in den dichten Luftabwehrgürtel um Nordvietnams einzigen größeren Hafen eindrang. Die Kameras im Büffeljäger nahmen einige Flak-Batterien, Beobachtungsposten und nicht wenige Leute mit AK-47ern auf, die alle, wenigstens um den Schein zu wahren, ein bißchen auf die Drohne schossen. Der einzige Vorteil der 193 war ihre geringe Größe. Ansonsten flog sie auf einem geraden und ebenen Kurs, während ihre Kameras klickten und die Bilder auf einem 80-mm-Film aufzeichneten. So ziemlich das einzige, was nicht auf sie abgefeuert wurde, waren Boden-Luft-Raketen; dafür flog die 193 zu tief.

»Weiter, Baby, weiter!« sagte der Major 70 Kilometer weit weg. Draußen bemühten sich die vier Kolbenmotoren des *Warning Star*, die notwendige Höhe zu halten, damit er das Vorankommen der Drohne beobachten konnte. Seine Augen waren auf den flachen Glasbildschirm fixiert und verfolgten das blinkende Piepen des Radarsenders. Weitere Überwachungsleute kontrollierten die Positionen von anderen amerikanischen Flugobjekten, die ebenfalls in Feindesland eingedrungen waren, dabei standen sie in ständiger Verbindung mit der *Red Crown*, dem Navy-Schiff, das die Luftoperationen vom Meer aus leitete. »Dreh nach Osten, Baby – jetzt!«

Ganz planmäßig kurvte Cody-193 hart nach rechts und sank eine Spur tiefer, während sie mit 500 Knoten über die Docks von Haiphong hinwegjaulte, mit hundert Schuß Spurmunition im Gefolge. Schauer Männer und Matrosen auf den verschiedenen Schiffen blickten neugierig und irritiert auf, voller Angst vor all dem Stahl, der da über ihre Köpfe hinwegflog.

»Ja!« brüllte der Major laut genug, daß der beaufsichtigende Sergeant zu seiner Linken verwundert aufblickte.

Temperamentsausbrüche waren in dieser Umgebung nicht gern gesehen. Er schaltete sein Mikro ein, um mit der *Red Crown* zu sprechen. »Cody-eins-neun-drei ist bingo.«

»Roger, wiederhole bingo für eins-neun-drei«, kam die Bestätigung zurück. Das war nicht der richtige Gebrauch für das Codewort, denn »bingo« wurde normalerweise für ein Flugzeug verwendet, dem der Treibstoff ausging, aber es war ein so häufig benutzter Begriff, daß er eine mehr als angemessene Tarnung abgab. Der Angehörige der Navy am anderen Ende der Leitung gab daraufhin einer in der Luft befindlichen Hubschrauberbesatzung Bescheid, sie solle sich bereit machen.

Die Drohne verließ planmäßig die Küste und blieb noch ein paar Meilen im Tiefflug, bevor sie den letzten Aufstieg begann, um mit den letzten hundert Pfund Treibstoff ihren vorprogrammierten Zielpunkt dreißig Meilen vor der Küste zu erreichen, wo sie zu kreisen begann. Hier kam nun ein weiterer Radarsender zum Einsatz, der auf die Suchradare der amerikanischen Patrouillenboote eingestellt war. Eines von ihnen, der Zerstörer *Henry B. Wilson*, erfaßte das erwartete Ziel zum erwarteten Zeitpunkt und Ort.

Während sie so auf über zweitausend Meter Höhe kreiste, ging Cody-193 schließlich der Sprit aus, und sie wurde zum Segler. Als die Luftgeschwindigkeit auf die richtige Marke fiel, rissen Sprengladungen einen Deckel von der Oberseite und setzten einen Fallschirm frei. Der Navy-Hubschrauber befand sich bereits vor Ort, und der weiße Schirm war leicht auszumachen. Die Drohne wog nun nur noch spärliche fünfzweihundert Pfund, nicht einmal soviel wie acht Männer. Wind und Sicht waren günstig an diesem Tag. Der Schirm wurde beim ersten Versuch aus dem Wasser gezogen, der Hubschrauber drehte sofort ab und steuerte auf den Flugzeugträger *USS Constellation* zu, wo die Drohne sorgfältig in ein Gerüst hinabgelassen wurde. Damit war die 62. Kampfmission beendet. Bevor noch der Hubschrauber seinen eigenen Platz auf dem Flugdeck finden konnte, machte ein Techniker bereits die Deckplatte der Kamerakammer ab und riß die schwere Filmkassette aus ihrer Verankerung. Er nahm sie sofort mit nach unten und übergab sie einem anderen

Techniker im bestens ausgestatteten Fotolabor des Schiffes. Das Entwickeln dauerte nur sechs Minuten, und schon wurde der noch feuchte Film saubergewischt und an einen Geheimdienstoffizier weitergereicht. Der Film war unerwartet gut. Er wurde über einer Glasplatte, unter der sich zwei Leuchtlampen befanden, von einer Spule auf die andere gewickelt.

»Nun, Lieutenant?« fragte ein Captain gespannt.

»Okay, Sir, warten Sie eine ...« Er spulte den Film langsam ab und deutete dann auf das dritte Bild. »Da ist unser erster Orientierungspunkt ..., da ist Nummer zwei, sie war genau auf Kurs ... okay, da haben wir's ... ins Tal rein, über den Hügel – da, Sir! Davon gibt's zwei, drei Aufnahmen! Die sind gut, die Sonne war genau richtig, ein klarer Tag – wissen Sie eigentlich, warum sie diese kleinen Dinger Büffeljäger nennen? Das kommt ...«

»Lassen Sie mich sehen!« Der Captain schubste den rangniedrigeren Offizier beinahe aus dem Weg. Da war ein Amerikaner zu sehen, mit zwei Bewachern und einem vierten Mann – aber er wollte den Amerikaner sehen.

»Hier, Sir.« Der Lieutenant hatte ein Vergrößerungsglas in der Hand. »Davon können wir ein gutes Porträt machen, und wir können an dem Negativ auch noch weiter herumfummeln, wenn Sie uns ein bißchen mehr Zeit geben. Wie schon gesagt, die Kamera kann den Unterschied zwischen einem Mann und einer Frau feststellen ...«

»Mmmm.« Das Gesicht war schwarz, auf dem Negativ war also ein Weißer zu sehen. »Verdammt, ich erkenne nichts.«

»Captain, das ist unser Job, O. K.?« Er war Geheimdienstoffizier. Der Captain nicht. »Lassen Sie uns unsere Arbeit machen, Sir.«

»Er ist einer von unseren Leuten!«

»Todsicher, Sir, und der andere da nicht. Lassen Sie mich die noch mal ins Labor bringen, um Positive und Vergrößerungen zu machen. Die Luftwaffenabteilung will sicher auch einen Blick auf die Hafenaufnahmen werfen.«

»Die können warten.«

»Nein, Sir, das können sie nicht«, bemerkte der Lieute-

nant nachdrücklich. Aber er nahm eine Schere und schnitt die betreffenden Aufnahmen ab. Der Rest der Filmrolle wurde einem Unteroffizier übergeben, während der Lieutenant und der Captain wieder ins Fotolabor gingen. Volle zwei Monate Arbeit waren in diesen Flug von Cody-193 eingeflossen, und der Captain lechzte nach der Information, die sich auf diesem Filmschnipsel befinden mußte.

Eine Stunde später hatte er sie. Eine weitere Stunde darauf ging er an Bord eines Fluges nach Da Nang. Nach Ablauf einer weiteren Stunde befand er sich auf dem Flug zur Cubi-Point-Marineflugbasis auf den Philippinen, von wo er mit einem Aufklärungsflugzeug zum Luftwaffenstützpunkt Clark weiterreiste und dann mit einer KC-135 direkt nach Kalifornien flog. Ungeachtet der Strapazen der nächsten zwanzig Stunden Flugzeit schlief der Captain immer wieder kurz ein, denn er hatte ein Geheimnis enträtselt, dessen Lösung womöglich die Politik seiner Regierung ändern würde.

4 Tagesanbruch

Kelly schlief fast acht Stunden, wachte wieder vom Möwengeschrei auf und stellte fest, daß Pam nicht da war. Er ging nach draußen, wo er sie am Kai stehen und über das Wasser schauen sah, immer noch ausgelaugt, immer noch unfähig, die nötige Ruhe zu finden. Die Bucht lag in der üblichen Morgenruhe da, die spiegelglatte Wasseroberfläche wurde nur von den Wellenringen durchbrochen, die die Blaufische bei ihrer Jagd nach Insekten erzeugten. Anscheinend genau die richtigen Voraussetzungen, einen neuen Tag zu beginnen: Eine sanfte Brise aus Westen strich Kelly übers Gesicht, und zwischendurch herrschte eine solche Stille, daß man von ganz weit her das Tuckern eines Motorbootes hören konnte, das selber noch gar nicht in Sicht war. Zu so einer Zeit konnte man ganz allein mit der Natur sein, aber Kelly wußte, daß Pam sich lediglich allein fühlte. Er schritt so leise er konnte auf sie zu und legte ihr beide Hände um die Taille.

»Guten Morgen.« Sie antwortete lange nicht, und Kelly blieb stumm stehen, sie ganz sanft haltend, gerade so, daß sie seine Hände spüren konnte. Sie trug eines seiner Hemden, und er wollte sie mit seiner Berührung nicht erregen, sondern nur beschützen. Er hatte Angst, sich einer Frau aufzudrängen, die derart mißhandelt worden war, und konnte nicht vorhersagen, wo die unsichtbare Grenze lag.

»Jetzt weißt du's also«, sagte sie, gerade laut genug, daß es in der Stille zu hören war. Sie brachte es nicht über sich, ihm ins Gesicht zu sehen.

»Ja«, antwortete Kelly genauso leise.

»Was denkst du jetzt?« Ihr Flüstern tat ihm weh.

»Ich weiß nicht genau, was du meinst, Pam.« Kelly spürte, wie sie zu zittern anfang, und mußte dem Drang widerstehen, sie fester zu halten.

»Von mir.«

»Von dir?« Er ließ sich nun doch auf mehr Nähe ein, änderte seinen Griff, so daß sich seine Hände um ihre Taille

